Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wiesichdasfgtode11wall

Wie sich das fügt!

oder die

Begebenheiten

zweier guten Familien

in dem Zeitraume 1780 — 1784

in

Dialogen, Briefen und verbindenden Erzählungen

von

der Fr. v. Wallenrodt.

C. Schule. Del. et f. 1792.

Die kleine Figur nimmt's ordentlich auf den hohen Ton!

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage, 1793.

RBL
Jantz
#1367
Bd. 1

An meine Leser und Leserinnen.

Hiermit, lieben Freunde, übergebe ich euch die Begebenheiten zweier guten Familien; ich hoffe, daß sie euch nicht Langeweile machen werden. Schaudervolles Grausen, oder den höchsten Grad von Erstaunen findet ihr nicht darin; alles ist Natur, wie sie gewöhnlich geht, nicht wie sie mitunter vesuvisirt. Und warum soll das letzte allein schön und lesenswerth seyn? warum wär' es nicht auch eine Geschichte menschlicher Schicksale, wie es viele giebt, und deren sorgfältige Aufzeichnung Unterhaltung genug und reichen Stoff gäbe, mit Menschensinn und Menschenherzen immer bekannter zu werden? Auch träfe man gewiß auf so manche Entwickelung, wobei man sagen würde: Wie sich das fügt! Jede Geschichte einzelner Menschen sowohl, als ganzer Familien — Ausnahmen giebt es auch hier — enthält etwas Merkwürdiges, etwas Unterrichtendes, und liefert einige Erfahrungen. Wir

sehn überall Sonnenschein — Sturm und Regen; Rosen — Nesselsträuche; Hoffnung und Leben — Trostlosigkeit und Tod. So ist's Erdensitte, seit Menschen auf derselben herum pilgerten, und wird so bleiben, so lange sich dieß Geschlecht fortpflanzt. Unser guter arglose Planet ist freilich an dem Regen und Sturm, den Nesselsträuchen und der Trostlosigkeit, die in unserm Lebensgang mitunter vorkommen, nicht Schuld; wir verursachen einander dieß alles selbst: dafür aber sind wir uns auch Geber und Beförderer des Sonnenscheins, der Rosen, der Hoffnung und des Lebens — könnten's mehr seyn, wenn wir wollten. Ob aber das öftere Nichtwollen wohl seine natürlichen Ursachen haben mag? Beinahe. So manches, worüber der Bedrängte und der gutmüthige Zuschauer seufzt, ist Folge des Zusammenhangs der Dinge und des Erhaltungstriebs. Der Mensch wird sowohl als sein Mitgeschöpf, das vernunftlose Thier, mit dem Verlangen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, geboren; je mehr er die vorzügliche Gabe der Vernunft gebrauchen lernt, je mehr leuchtet ihm die Nothwendigkeit ein, für sein möglichstes Glück zu sorgen. — Auf welche vorzügliche Achtung hätte ihr nicht Anspruch, ihr Biederherzigen, die ihr mit der Sorge für dieses Glück die Pflicht

gegen den Nebenmenschen und seinen Wohlstand gewissenhaft verbindet! Ihr habt die Natur in euch veredelt, welche dem rohen Menschen und dem wilden Thiere gleichen Instinkt gab, und doch dem ersten das Gesetz, ihn durch die Moral zu verfeinern, in's Herz schrieb. — Beide, der rohe Mensch und das wilde Thier, würgen und rauben um sich her, ohne auf die Gefühle des Raubs Rücksicht zu nehmen, und die meisten der gesitteten Erdenbürger handeln nicht viel besser. Freilich können sie sich ohne eignen Nachtheil von den Gesetzen gegen Unbilligkeit und eigenmächtige Eingriffe nicht los machen; gesellschaftliche Bande fesseln sie: aber so viel es ungestraft geschehen kann, wirken sie gegen einander, machen Anschläge auf einander, und jeder sucht den andern auf die Art zu benutzen, wie es seinem Zweck am füglichsten ist; auf das Wohl, das Behagen dieses Andern wird keine Rücksicht genommen, es sey denn, daß dessen Nutzen oder Schaden mit dem seinigen verwebt ist. Nun siegt bei dieser allgemeinen politischen Fehde bald der, bald ein andrer; wer heute im Vortheil ist, wird einige Zeit darauf von dem zweiten, dritten oder von mehrern zusammen, desselben beraubt; und so geht es durchgehends, stei-

gend und fallend. Dieß trifft einen mehr wie den andern, je nachdem mehr Handlungsthätigkeit da ist, mehr Leidenschaften vorhanden sind, die zu Fehlern Anlaß geben, oder mehr Verbindungen obwalten. Daher die Widerwärtigkeiten und Befeindungen, daher hingegen die Glückszufälle und Freundschaften. Kein Mensch genießt ununterbrochen ein und dasselbe Schicksal: der Glückliche hat seine widrigen Epoken, und der Unglücklichste von allen hat sein besseres Schicksal entweder schon genossen, oder es noch zu erwarten.

Ich komme wieder zu den Ausnahmen, welche nie Regel machen; sonst gälte nichts von dem, was ich hier gesagt habe. Denn freilich giebt es Menschen, die nie mit Freuden gegessen haben, und, ohne eine solche kleine Erleichterung zu genießen, zu Grabe getragen werden. Hingegen sind einzelne Beispiele von immer Glücklichen vorhanden. Doch es läßt sich fast für ausgemacht annehmen, daß diese nur unter jener indolenten Menschengattung zu suchen sind, welche ein immerwährendes Pflanzenleben führen. Sie sind mit einem ruhigen Sinn ausgesteuert, haben keine starken Leidenschaften,

und sind zu nichts gut, so daß kein Mensch Interesse hat gegen sie, noch Hoffnung durch sie zu wirken. Solche würden nie einer Veränderung des Schicksals ausgesetzt seyn, wenn nicht zuweilen ein allgemein werdender Zufall einige von ihnen umriß oder wanken machte, wie ein übertretender Strom den niedern im Schatten stehenden Baum. Sie mögen's haben, und daran erkennen lernen, daß auch sie Erdenbürger sind.

Aber es giebt eine gewisse, fast bestimmt unglückliche Menschenklasse, welche das Mitleid und die Achtung jedes Edelgesinnten verdient. Dieß sind jene Herzenseinfältigen, denen es weder an Verstand noch Thatkraft gebricht, die aber nicht die Klugheit besitzen, welche sich alles zu Nutze zu machen, überall einzusprechen weiß, nur das werthe Selbst ihres Besitzers unablässig vor Augen hat. Unfähig vielmehr sich einem Wunsch des Nebenmenschen zu entziehn, immer bereit zu erfreun, zu beglükken, und sich selbst dabei zu vergessen, sind sie zur allgemeinen Beute bestimmt; alles um sie her sucht, so lange noch ein Stäubchen davon vorhanden ist, Theil an dieser Beute zu nehmen; und ist jeder Anschein

der weitern verschiedenen Benutzung dahin, dann werden sie getadelt, verachtet und vermieden. O, ihr Guten! bloß um euretwillen müßte die göttliche Gerechtigkeit ein zweites Leben und in ihm Belohnung der Redlichen bestimmt haben! Doch auch ihr seyd auf dieser Welt nicht ganz unglücklich, auch ihr habt eure frohen, und gewiß sehr frohen Stunden, da sie euch inneres Gefühl eurer Würde giebt.

Verzeiht, lieben Leser, diese, wie ihr sie nennen wollt, moralische, oder philosophische, oder christliche Abweichung von dem eigentlichen Vorwurf meiner Unterhaltung mit euch. Ich wollte dieß und das von meinem Buche sagen, und gerieth in ein Vernünfteln, dessen Resultat kürzlich ist: Till Eulenspiegel hatte nicht Unrecht zu weinen, wenn er im beblümten Thale wanderte, und zu lachen, wenn er Berge erklimmte. Der Mann sah allezeit auf das Entgegengesetzte, welches ihm bevorstand, und nie außen bleibt.

Das Weinen und Lachen führt mich so ganz bequem auf mein eigentliches Thema zurück. Das erste, Freunde, werdet ihr

beim Lesen meines Buchs nicht leicht — warum sollt ich euch Thränen auspressen? — Aber lachen werdet ihr zuweilen. Ihr werdet auch böse werden; hingegen euch auch unvermuthet freuen. Ich liefre euch schöne Gemählde, fehlerhafte und Hogarthische Karikaturen: die ersten werdet ihr lieben müssen, die zweite mögt ihr nehmen wie sie ist, und euch mit der dritten vertragen so gut ihr könnt.

Ich bin — werdet ihr mir's vergeben können? — von den gewöhnlichen Schelmereien etwas abgewichen. Nicht alles hab' ich in jenes Romanendunkel gehüllt, welches doch immer so viel lichte Stellen hat, daß jeder wider seinen Willen durchsieht. Ihr seyd meist Zeugen, warum und von wem dieß und jenes geschieht, und wißt es schon, wo die Verreisten oder Vermißten ohngefähr sind, wenn ihr dahin kommt, wo sich ihre Freunde noch mit der Ungewißheit quälen. Noch mehr: ich hätte Julien von Hollmersreuth sollen wegkommen lassen, ohne euch zu zeigen, wie es zuging; ihr hättet, so gut wie Fräulein Lotte, Hollmer und Ludwig, erschrecken und suchen, euch erst lange nachher, da sie wieder gefunden worden,

mit der Gräfin Eberstein und dem Herrn von Lauterse wundern sollen, daß jemand, von dem man's nicht erwartete, sie verkaufte. Ludwigs Begebenheiten in Hamburg sollte ich nicht eher haben laut werden lassen, bis ihr mit Hollmern, der Gräfin und Julien von seiner Ankunft in Berlin überrascht würdet. Aber ich hatte mir nun einmal vorgenommen, euch überall mit hin zu nehmen, wo es besondere Auftritte gab; und dieß mußte doch nach der Ordnung, zur Zeit da sich's zutrug, geschehen. Nur zwey Ueberraschungen stehen euch bevor, und ich wette was ihr wollt, daß ihr nichts davon ahndet, bis ich sie euch auftische.

Sollte euch der Eingang meines Buchs zu wenig Wichtigkeit versprechen; sollte es euch vorkommen, als wollte ich bloß Ludwigs alltägliche Begebenheiten in Leipzig, seine Liebhaberei mit einem Kammermädchen, und des wohlachtbaren Meister Hellmanns Hausgeschichte aufzeichnen: so erwägt, daß oft aus kleinen Begebenheiten sehr wichtige erwachsen; wenigstens verurtheilt mich nicht eher, bis ihr beide Bändchen gelesen habt; ich schmeichle mir, das

wachsende Interesse, besonders des zweiten, soll euch entschädigen und mich rechtfertigen.

Gern hätt' ich euch nach meiner eigensinnigen Offenherzigkeit die eigentlichen Gegenden genannt, in welchen die handelnden Personen leben, hätte euch diese Personen nach ihren wahren Namen bekannt gemacht, wenn mich nicht ein ausdrückliches Verbot derselben zurück hielte. Da dieses aber die einzige Bedingung war, unter der ich die Befugniß erhielt, euch diese Begebenheiten mitzutheilen, so sah' ich mich genöthigt, Personen und Ortschaften mit entlehnten Namen zu benennen.

Die kurzgefaßten Nachrichten, welche hin und her zwischen den Dialogen vorkommen, unterwerfe ich eurer Nachsicht. Sie scheinen mich einiger Nachlässigkeit und Unachtsamkeit gegen das Publikum zu beschuldigen; ich wollte mir aber lieber diesen kleinen Fehler zur Last legen lassen, als da, wo nichts als unwichtige Vorgänge, oder üble Absichten und Effekten zu bemerken waren, langweilige Dialogen oder seichte Relationen aufstellen.

Und nun, meine geschätzten Leser und Leserinnen, empfehle ich dieß Werkchen euren müßigen Stunden, besonders den eurigen, liebe Mitbürgerinnen, welche ich ersuche, so manches, was in demselben vorkommt, zu beherzigen, daß es euch gedeihen möge zur Lehre und zur Warnung, und sich dessen von ganzer Seele freuen könne

eure redliche Mitschwester,

die Verfasserin.

Wie sich das fügt!

oder die

Begebenheiten

zweier guten Familien.

Erster Band.

Den 25sten April 1780.

In Leipzig vor der Post.

Ludwig und Julie kommen an.

(Ludwig steigt erst vom Postwagen, langt nach Juliens Päkchen und hilft ihr selbst herunter.)

Julie.

Gottlob, daß ich in der lieben, freundlichen Stadt angelangt bin! Hier wird mirs hoffentlich gefallen.

Ludwig. Mir auch.

Julie. Aber jetzt weiß ich nicht, wo ich einkehren soll.

Ludwig. Haben Sie nicht Addresse an jemanden?

Julie. Nicht die geringste, kenne auch niemanden hier.

Ludwig. Weswegen thaten Sie denn die Reise?

Julie. Um hier Kondition als Kammerjungfer zu suchen. Und dieß soll auch wohl nicht fehlen, wenn Sie mir nur sagen könnten, wo ich indessen einkehren kann.

Ludwig. Das könnte ich wohl nicht, denn ich bin selbst zum erstenmal in Leipzig; aber Gasthöfe giebts ja überall.

Julie. Ja, in Gasthöfen muß man Geld zu verzehren haben, und meine Barschaft ist beinah weg.

Ludwig. Das ist nun schlimm — (Er sinnt nach — Schnell.) Wissen Sie was? Ich bitte meine Wirthsleute, die Bekannte meines Vaters sind, auch Ihnen einige Zeit Wohnung zu geben, und fehlts an Geld, so kann ich Ihnen selbst aushelfen.

Julie. — Aber werde ich diese Leute nicht belästigen?

Ludwig. Nein, nein. (Zu einem Träger) Will Er meinen Koffer tragen? Hat er noch einen Gehülfen in der Nähe?

Träger. Hier, Friedrich! (Er kommt, Ludwig legt Juliens Päktchen auf den Koffer.)

Ludwig. Allons, zu Meister Hellmann im Klitschergäßchen! (Zu Julien) Ihren Arm, Mamsell!

Die Familienstube bei Hellmanns.

Meister Hellmann, seine Frau, Christian, sein Sohn erster Ehe.

(Es wird gepocht.)

Mstr. Hellm. Nein! (Ludwig und Julie treten ein.)

Ludwig. Ich bin hier doch recht bei Herrn Hellmann?

Mstr. Hellm. Zu dienen. Was verlangen Sie, mein Herr?

Ludwig. (Er hat indessen einen Brief aus der Brieftasche genommen, und überreicht ihn Mstr. Hellmann) Viele Komplimente von meinem Vater, dem Bürgermeister Wagner.

Mstr. Hellm. Ah! — nun seyn Sie vielmals willkommen. (Er erbricht und liest den Brief.)

Ludwig. (zu Frau Hellmann) Vermuthlich habe ich das Vergnügen, hier meine Frau Wirthin kennen zu lernen?

Fr. Hellm. Das bin ich, und freue mich, daß Sie gesund bei uns angelangt sind — Sie haben schönes Reisewetter gehabt.

Ludwig. O ja, die Reise hat mich sehr belustigt.

Mstr. Hellm. (schlägt den Brief zusammen) Ich muß das hernach mit Fleiß lesen. — Wer ist denn diese Jungfer?

Ludwig. Eine Person, die hier Kammerjungfer werden will.

Mstr. Hellm. So — aus Ihrem Orte?

Ludwig. Nein. Wir haben uns unterwegs kennen lernen; sie ist fremd hier, und weiß nicht, wo sie gleich unterkommen soll; ich habe ihr aber Hoffnung gemacht, daß Sie so gü-

tig seyn, und sie einige Tage beherbergen würden.

(Frau Hellm. lächelt, Christian macht eine Miene wie ein Satyr.)

Mstr. Hellm. (den Kopf schüttelnd) Ein besondrer Einfall —

Ludwig. Wie so?

Mstr. Hellm. Dazu hab' ich keinen Gelaß.

Ludwig. So gebe ich ihr so lange meine Stube ein, und behelfe mich mit der Kammer.

(Christian lächelt noch höhnischer.)

Julie. (erröthend) Dieß würde sich nicht schicken. Ich danke für Ihren guten Willen, Herr Wagner! (Sie will gehn, Ludwig hält sie zurück.)

Mstr. Hellm. Das wäre mir auch eine schöne Wirthschaft!

Ludwig. Gedulden Sie Sich, Mamsell. Ich werde suchen, Sie durch Fürsprache der Herren Professoren unterzubringen, an die mir Pastor Schön Briefe mit gegeben hat; ich hoffe, diese werden die Pflichten der Menschenliebe kennen, und ein fremdes Frauenzimmer nicht auf der Straße lassen.

Fr. Hellm. (für sich) Hier ist die liebe Unschuld im Spiel.

(Christian lacht überlaut.)

Mstr. Hellm. Die Herren würden Sie zur ersten Aufwartung schön ansehn!

Ludwig. (Julien, welche weggehn will, festhaltend) Aber Herr Hellmann, ich habe ja doch über die Gelegenheit in Ihrem Hause zu befehlen, die mein Vater für mich gemiethet hat!

Mstr. Hellm. (die Mütze abnehmend) Ja, Monsieur Wagner! so lange Sie allein drinne wohnen — Aber über Ihre Konduite, (die Mütze wieder aufsetzend und auf den Bauch schlagend) habe ich zu befehlen. Da ichs nun höchst unschicklich finde, daß Sie ein junges Weibsen bei Sich haben wollen, so sage ich hiermit kurz und gut (sich gegen Julien drehend und höhnisch die Mütze abnehmend) daß sich die Jungfer trollen kann!

Julie. (reißt sich schnell von Ludwig los und eilt nach der Thür, er holt sie wieder zurück) Lassen Sie mich, mein Herr; Sie sehn, wie mir hier begegnet wird.

Ludwig. (im größten Eifer) Sie sollen nicht fort, Mamsell, wenigstens nicht eher, bis Ihnen auch hier Gerechtigkeit widerfahren ist. Herr Hellmann, mein Vater hat mir gesagt, daß Sie ein feiner und wohldenkender Mann wären; wie kommt es denn also, daß Sie einer unschuldigen Person, von der Sie weder Böses noch Gutes wissen, so übel mitspielen?

Mstr. Hellm. (auffahrend) Was spiel' ich? —

Fr. Hellm. (einfallend) Laß gut seyn, mein Lieber. Die erste Stunde, die Herr Wagner bei uns ist, muß nicht in Streit zugebracht werden. Ich weiß der Sache Rath: Die Jungfer will Dienste nehmen, also werde ich sie zu der Frau Schemeln schicken, welche fast alle Herrschaften mit Leuten versorgt. Sie wird ihr auch unterdessen Quartier geben.

Julie. O, beste Madam, das wäre recht schön!

Christian. (höhnisch) Da wären wir ja gleich ins Reine. (ab)

Mstr. Hellm. Du nimmst das so über dich! (Zu Julien) Hat die Jungfer Attestate?

Julie. Die habe ich nicht.

Mstr. Hellm. (triumphirend) Ja, da haben wirs! Wer kann sich nun mit ihr einlassen?

Fr. Hellm. Lieber Mann, das ist nicht unsre Sache; Frau Schemeln muß sich darnach erkundigen.

Mstr. Hellm. Nun, da siehe du zu.

Fr. Hellm. Setzen Sie Sich doch, Jungfer, und Sie, Herr Wagner, wollen Sie nicht Ihren Mantel ablegen und auch Platz nehmen?

Ludwig. (in sehr übler Laune.) Ich wollte lieber meinen Koffer, der da draußen steht, auf meine Stube bringen lassen.

Mstr. Hellm. So kommen Sie, ich werde mir die Mühe geben, selbst einräumen zu helfen, denn ich bin ein großer Liebhaber von Ordnung. (Mit Ludwig ab)

Fr. Hellm. (zu Julien) Sie müssen noch verziehn, mein Kind, bis eine von meinen Mädchen kommt. Sie sind beide ausgeschickt.

Julie. Ich will recht gern warten, bis es Ihnen gelegen ist, mich anweisen zu lassen.

Fr. Hellm. Wo sind Sie denn her?

Julie. Aus Reinsdorf, eine Meile von Saalfeld.

Fr. Hellm. Haben Sie keine Eltern mehr?

Julie. Einen Vater und eine Stiefmutter.

Fr. Hellm. Wer ist denn Ihr Vater?

Julie. Er heißt Weißenberg, und hat zwei große Güter des Oberforstmeisters von Mail in Pacht.

Fr. Hellm. Und Sie wollen dienen?

Julie. Es ist freilich traurig; ich konnte es aber bei der Stiefmutter nicht mehr aushalten und will lieber unter fremden Leuten arbeiten, denn zu Hause muß ich es von früh bis in die Nacht doch auch, und bekomme nichts dafür als Scheltworte, oder gar Schläge; es war gar nicht mehr zu ertragen. Auch hab' ich es am meisten meines guten Vaters wegen gethan;

er ärgerte sich und konnte mir doch nicht helfen, immer hatte er meinetwegen Verdruß.

Fr. Hellm. Haben Sie mehr Geschwister?

Julie. Eine Schwester, welche zwei Jahr älter ist als ich; diese aber ist von Kind an bei der Schwester unsers Gutsherrn, der Baronesse von Wellenfels, gewesen, welche sie wie eine Tochter hält.

Fr. Hellm. So ist's aber doch nicht gut, daß Sie, als das einzige Kind, vom Hause weggegangen sind.

Julie. Es war wirklich nicht zu ändern. Mein Vater sah selbst ein, daß es so am besten wäre. Wir sprachen vor etlichen Wochen davon, und er billigte es. Wenn du, sagte er, zu einer Dame von Ansehn kommen könntest, würde ich es nicht ungern sehen, daß du einige Zeit außer dem Hause wärst. Daß ich aber jetzt schon weg bin, weiß er nicht; denn er mußte vor acht Tagen verreisen und kommt unter drei Wochen nicht wieder. Da war es nun vollends nicht mehr auszuhalten; also machte ich mich auf und davon, und von Saalfeld ging ich mit der Post hieher.

Fr. Hellm. Das möcht' ihm doch nicht so recht seyn.

Julie. Wenn ich hier gute Kondition finde, so wird er sichs wohl gefallen lassen.

Fr. Hellm. Wie alt sind Sie denn?

Julie. Sechzehn Jahr.

Fr. Hellm. Was für einen Dienst denken Sie denn anzunehmen?

Julie. Einen Kammerjungferdienst.

Fr. Hellm. Werden Sie dem auch vorstehn können?

Julie. Dieß hat mich meine Stiefmutter wohl gelehrt, denn sie ist selbst sehr galant, und ich mußte ihr die Dienste einer Kammerjungfer leisten.

Fr. Hellm. Da sie so viel Staat macht, so ist sie ja wohl von vornehmen Herkommen?

Julie. Sie war Französische Mamsell bei der jungen Herrschaft des Barons.

Fr. Hellm. Ohne Zweifel hat sie Ihnen auch diese Sprache gelehrt?

Julie. Da sie fast kein Deutsch spricht, und ich von Kindesbeinen an um sie war, so mußte ich sie wohl lernen.

Fr. Hellm. Wie weit sind Sie denn mit dem jungen Menschen da gereist?

Julie. Seit gestern Abend.

Fr. Hellm. Der Antrag, daß Sie bei ihm logiren sollten, war ziemlich unüberlegt.

Julie. (erröthend und verlegen) — — Er hatte mir nur Hoffnung gegeben, daß Sie mir ein Kämmerchen in Ihrem Hause gönnen wür-

den, bis ich meinen Zweck erreicht hätte. Indessen bin ich froh, daß mir dieser Einfall zu Ihrer Bekanntschaft geholfen hat, und Sie für mich sorgen wollen.

Fr. Hellm. Das will ich recht gern, und Sie auch der Schemeln besonders empfehlen. Sie haben Sich übereilt, das ist wahr; doch da Ihr Vater überhaupt in Ihre Absicht, Dienste zu nehmen, gewilligt hat, so wünsche ich nur, daß Sie bald gut ankommen mögen; aber dann müssen Sie es ihm auch gleich berichten. (Ein Dienstmädchen kommt) Katharine, hier die Mamsell bringst du jetzt gleich zur Schemeln, und sagst, daß ich ihrentwegen morgen selbst hinkommen werde.

Julie. Ich danke Ihnen nochmals, Madam, daß Sie so gütig sind, Sich meiner anzunehmen.

Fr. Hellm. Was ich zu Ihrem Besten beitragen kann, will ich gern thun.

Julie. Darf ich Sie bitten, mein Kompliment an Herrn Wag —

Fr. Hellm. (lächelnd) Nur vollends heraus! An Herrn Wagner, gut, ich werd's bestellen. (Julie mit Katharinen ab)

Fr. Hellm. (allein) So sind die Mädchen! unbehutsam und schüchtern, so lange sie unschuldig sind; doch wenn sie diese Unschuld einmal

verloren haben, o dann verstehn sie es vollkommen, den Schein davon allenthalben anzunehmen und nirgend in Verlegenheit zu kommen.

Mstr. Hellmann, Ludwig (kommen zurück.)

Ludwig. Ist die Jungfer fort?

Fr. Hellm. Ja, ich habe sie zu der Frau geschickt, von der ich vorhin sprach; sie hat mir aber noch viel Komplimente an Sie aufgetragen.

Ludwig. (dankt) Eben fällt mir ein, daß sie mir sagte, sie hätte fast kein Geld mehr. Wird sie denn die Frau, wohin sie gegangen ist, umsonst unterhalten, bis sie Dienste hat?

Fr. Hellm. Was bekümmert Sie das, Herr Wagner? Lassen Sie es Ihre Sorge nicht seyn.

Ludwig. Erlauben Sie immer, daß es meine Sorge ist. Es wäre nicht gut, wenn wir Menschen einander nicht aus der Noth hälfen.

Mstr. Hellm. Da hätten Sie viel zu thun, wenn Sie allen Menschen aus der Noth helfen wollten; das thut niemand. Sehn Sie einmal die vornehmsten und reichsten Leute an, die bekümmern sich den Henker drum, ob's den armen Leuten auf die Nägel brennt — Es thut keiner nichts für die Armuth, als manchmal so bei Gelegenheit, damit's hübsch klingt, und dann kommt's doch nicht an die Rechten.

Ludwig. Und was soll ich daher folgern?

Mstr. Hellm. Daß Sie es auch so machen und Sich nicht bekümmern sollen, ob die oder der Noth hat; 's sieht doch wohl jedes wo's bleibt. Aber wo's einem Ehre macht, da muß man sich sehn lassen. Diese Lehre geb' ich Ihnen, der's versteht, wie man mit Honneur durchkommt, und so ist's auch Ihres Vaters Wille.

Ludwig. Es will mir doch nicht so recht einleuchten. Mein lieber Lehrer, Pastor Schön, meint das Gegentheil.

Mstr. Hellm. Etwas! Die Pfaffen wissen viel zu predigen, und halten's selbst nicht.

Ludwig. Das läßt sich nicht auf den Pastor Schön anwenden. Doch dem sey, wie ihm wolle. (Er kehrt sich gegen Frau Hellmann und macht Miene, die Börse zu öffnen)

Fr. Hellm. (winkt ihm, weil sie sieht, daß ihr Mann herausgehn will. Er geht) Morgen geh' ich zur Schemeln, da werd' ich sehn, ob nicht vielleicht schon eine Kondition für das Mädchen da ist; denn diese Frau hat immer Bestellung für Herrschaften.

Ludwig. Aber thun Sie mir den Gefallen, ihr diese drei Thaler zu geben; sie wird was brauchen.

Fr. Hellm. Was geht sie Ihnen aber auch an?

Ludwig. Sie dauert mich. An einem fremden Orte kein Geld zu haben, muß sehr unangenehm seyn; zu dem hab' ich ihr Unterstützung versprochen, bis sie ein Unterkommen hat, und man hält doch gern sein Wort.

Fr. Hellm. (nimmt das Geld) Nun, ich will's ihr geben; aber Sie müssen es meinem Mann nicht sagen, und mir auch versprechen, daß Sie Sich nicht weiter mit dem Mädchen einlassen wollen.

Ludwig. Einlassen? — Wie meinen Sie das?

Fr. Hellm. (vor sich) Das war eine unzeitige Warnung, die oft nur zur Neugier verleitet. (Laut) Ich meine, daß Sie ihr nichts mehr geben sollen, denn es würde Sie beschweren und das Mädchen vielleicht verderben.

Ludwig. Wenn sie nichts mehr braucht, will ich ihr auch nichts geben — Jetzt erlauben Sie mir doch, Madam Hellmann, daß ich Sie um was fragen darf: Sind Sie nicht eine Predigers Tochter? Mir dünkt, meine Eltern haben mir's gesagt.

Fr. Hellm. Ja, mein Vater war ein Prediger; er hinterließ eine arme Wittwe und drei unversorgte Töchter. Hellmann war Wittwer, warb um meine Hand, und (seufzend) und ich durfte sie ihm nicht abschlagen.

Ludwig. Man sieht es wohl, daß Sie eine gute Erziehung genossen.

Fr. Hellm. Die gab mir mein Vater, sonst konnte er nichts hinterlassen. Der Gute wollte seinen Kindern diesen Mangel ersetzen, deswegen suchte er unsern Geist ein wenig aufzuklären, damit wir bei jeder Verfassung den Werth der Menschheit empfinden und den glücklichern Thoren verlachen möchten, der sich neben uns ein Wesen beßrer Art dünkt.

Ludwig. Ich fühle, Madam, daß ich Sie unendlich hochschätzen werde.

Fr. Hellm. Sehn Sie mich als Ihre Freundin an.

(Mstr. Hellmann kommt, Fr. Hellm. geht ab.)

Mstr. Hellm. Setzen Sie Sich, Herr Wagner! (pflanzt sich in einen Armstuhl)

Ludwig. (setzt sich) Meister Hellmann, ich denke, es wird mir recht wohl in Ihrem Hause gefallen, nur Eins will ich mir von Ihnen ausbitten —

Mstr. Hellm. Monsieur Wagner, alles, was billig ist, soll Ihnen veraccordirt seyn, aber vors erste wollte ich mir auch was von Ihnen ausgebeten haben. —

Ludwig. Was denn?

Mstr. Hellm. Daß Sie belieben wollen, mir meinen gehörigen Respekt zu geben.

Ludwig. Respekt?

Mstr. Hellm. Ja, Respekt!

Ludwig. Respekt bin ich meinen Eltern, Lehrern, Vorgesetzten und großen Herren schuldig.

Mstr. Hellm. Ich bin Ihr Vorgesetzter, das bin ich, und das will ich Ihnen aus Ihres Vaters Briefen beweisen, will Ihnen sogleich den ersten vom Februar holen und vorlesen, wenn Sie es nicht glauben wollen. (Er wackelt nach dem Schrank, nimmt einen Brief heraus und liest Wort für Wort, wie folgt:)

Hochedler
Vielachtbarer Herr Gevatter
Und alter Freund!

„Da ich seit drei Jahren, das ist, seit der alte „Bürgermeister entschlafen ist, seinen Posten, „durch die Protektion des Herrn Grafen von D... „meines vornehmen Gönners, überkommen habe „und mich sehr gut stehe, indem ich nicht nur an„sehnlichen Gehalt, sondern auch reichliches De„putat an verschiednen Lebensmitteln habe, all„dieweil die Bürger manchmal ein Uebriges thun, „damit man sie nicht hudeln, sondern ihnen hier „und da gleichfalls zu Gefallen leben möge — „wie denn billig eine Hand die andre wäscht; —

„nachdem auch meiner Frauen Mutter Bruder, „der Bürger und Brauermeister in Altenburg, „Todes verblichen ist, und seinen Nachlaß, beste„hend in fünf und zwanzig tausend Thalern, „nebst Effekten, dieser seiner geliebten Nichte hin„terlassen hat: als sind wir Eltern gesonnen, un„sern einzigen Sohn dem geistlichen Stande zu „widmen. Ich zwar hätte mich just nicht dar„auf kapricionirt, aber meine Frau besitzt viel „Devotion, und so will ich ihr hierinnen nicht „zuwider seyn. Der Bube hat einen anschlägli„chen Kopf, (Hellmann setzt hinzu) aber muß „scharfe Aufsicht haben, (sucht im Brief —) an„schlächlichen Kopf, — und unser Pastor Schön—

Ludwig. Halten Sie Meister, und zeigen mir einmal den Brief; ich will nur sehn, ob mein Vater das Wort, anschlächlichen Kopf, aus Versehn, zweimal geschrieben hat; denn Sie lasen es vor und nach der scharfen Aufsicht.

Mstr. Hellm. (sehr böse) Was unterfieht Er Sich, die Nase in meine Briefe stecken zu wollen?

Ludwig. Es steht kein Wort im Briefe, daß Sie mich Er nennen sollen.

Mstr. Hellm. Wie man in Wald schreit, schallt es wieder heraus. Geben Sie mir meinen Respekt, so werde ich wieder höflich seyn.

(Frau Hellmann tritt, durch das Geschrei bewogen, in's

Zimmer, beschäftigt sich hier und da, um bei der Hand zu seyn, wenn der Lerm zu groß würde.)

Ludwig. Was hab' ich denn Respektwidriges gesagt?

Mstr. Hellm. Was? Lassen Sie Sich dienen: Meister bin ich zwar geworden, da ich mich setzen wollte, denn das brachte die Gewohnheit so mit; aber jetzt bin ich ein Mann, der überall in Ansehn steht, ein bemittelter Mann, ein Mann, der längst Sitz und Stimme im Rath haben könnte, wenn er gewollt hätte; folglich nennt mich die ganze Welt Herr, und große Herren nennen mich Herr, und der Kurfürst würde mich Herr nennen, wenn ich was mit ihm zu sprechen hätte; also kann mich der Herr auch Herr nennen, versteht der Herr.

(Ludwig zwingt sich der Frau Hellmann wegen, die ihn von der Seite ansieht, das Lachen zu verbeißen)

Fr. Hellm. Du hast heute lange auf deinen Kaffee und dein Pfeifchen warten müssen, lieber Hellmann, und Sie, Herr Wagner, werden Sich wohl auch auf die Reise eine Tasse schmecken lassen.

Ludwig. O ja, Madam. (Er rückt zum Tische.)

(Der Kaffee war schon aufgetragen, Hellmann setzt sich von einer andern Seite ebenfalls an den

Tisch, das Mädchen bringt eine gestopfte Pfeife und hält einen angezündeten Wachsstock in der Hand. Hellmann stämmt den linken Arm in die Seite, beugt sich auf den Stuhl zurück, so daß der Bauch wie ein Gebirge vor ihm liegt, zündet die lange Pfeife an, sagt zwischen den Zähnen hervor: Alles wie sichs gehört! und schielt dann und wann nach Ludwig, zu sehn, ob er nicht auf die eben gehaltne Tirade antworten würde. Da er's nicht thut, hält er ihn für äußerst gedemüthigt, schlorft den Kaffee im Ton eines Posthorns, expedirt die Wirkungen des Tabaks ungezogner als jemals, und bläst Ludwigen mit Willen den Rauch ins Gesicht. Dieser rückt weiter ab, es entgeht ihm ein lachender Ton, von einer spöttischen Miene begleitet.)

Mstr. Hellm. (hastig) Ja, Monsieur, Ihrentwegen werd' ich mir in meiner Stube nicht Zwang anthun: wo der Rauch meiner Pfeife hinfällt, da fällt er hin.

Ludwig. Muß ich auch aus Respekt da sitzen bleiben, wo er am dichtsten ist?

Mstr. Hellm. Meinetwegen rücken Sie bis an die Thür.

Ludwig. (zu Fr. Hellmann) Madam, ist Ihr Herr Gemahl immer so böse?

Fr. Hellm. Warum sollt' er böse seyn, das wüßt' ich nicht; aber zuweilen entsteht ein kleiner Mißverstand.

Ludwig. So ist's, ein bloßer Mißverstand hat Herrn Hellmann so aufgebracht. (Hellmann lächelt seit ab, und thut, als hielt ers nicht der Mühe werth, sich weiter einzulassen.) Ich nannte ihn Meister, und meinte es recht gut, meinte, ihm dadurch besondre Ehre anzuthun; denn Herr kann jeder Dummkopf heißen, aber Meister — dieß Wort setzt eine besondre Geschicklichkeit voraus.

Fr. Hellm. Sie haben Recht.

Mstr. Hellm. (auf einmal die ganze Fronte gegen Ludwig drehend und sehr liebreich) Ganz recht, Herr Wagner, wenn wir auf den Grund gehn; aber man muß sich nach der Sitte richten.

Ludwig. Lassen Sie Sich erzählen, Madam, wie ich in diesen Irrthum, womit ich so unglücklich war, dem Herrn Hellmann zu mißfallen, gerathen bin: In Neustadt wohnt ein biederer Schlösser, dieser sagte einmal zu mir: Monsieur Ludwig, lassen Sie mich mit dem Herrn-Titel ungeschoren, ich verlang' ihn nicht; denn, sehn Sie, da lauf' ich alle Augenblicke an einen Herrn an, der kaum über einen Pudel zu befehlen hat; so ganz ist das eine leere Benennung. Aber Meister hätte ich nicht werden können, wenn ich mein Handwerk nicht rechtschaffen gelernt und bei dem Probestücke Ehre eingelegt hätte — Ergo bedeutet das Wort Meister einen Mann, der seine Sache vollkommen versteht, und keiner darf diesen

Titel führen, der nicht sein Handwerk rechtschaffen inne hat. Meister hießen vormals gelehrte Leute in Künsten und Wissenschaften, Meister nannten die Jünger und alle Leute im gelobten Lande unsern Herrn Christum; ergo ist Meister ein großer vollgültiger Ehrentitel, und ich bin Meister in meiner Kunst, ergo komme mir keiner mit dem Herrn.

Fr. Hellm. Was meinst du, lieber Mann, sollte der Schlösser nicht Recht haben? Er denkt hierüber so, wie ich über das hochklingende Madam. Ich bin ein Deutsches Weib, und finde mich durch den Titel Frau, recht sehr geehrt. Lassen Sie Sich das gesagt seyn, Herr Wagner, und kommen Sie mir nicht mehr mit der Madam.

Ludwig. Gut Frau Hellmann, der Titel wird Ihnen so viel mehr Ehre machen, da Sie Sich ihn selbst vorzugsweise wünschen, und es also einsehn, wie armselig und erniedrigend es aussieht, wenn wir Deutschen die Ehrentitel, so wir uns geben, aus einer fremden Sprache entlehnen: es ist eben, als wenn unsre Muttersprache eine Beleidigung wäre.

Mstr. Hellm. Jeder hälts nach seiner Meinung, einem gefällt dieß, dem andern das.

Ludwig. Und ich mach' es gern jedem nach seinem Kopfe, daher aber nehm' ich auch das Recht zu verlangen, daß mir das Nehmliche von andern

widerfahre; denn Pastor Schön sagte mir oft, man käm' am besten weg, wenn man jeden auf die Art ehrte, wie er es wünschte, und alle Menschen höflich behandelte. Nur, meinte er, zum Sklaven müßte sich der freigeborne Mensch niemals machen, noch sich nach Belieben hudeln und aushunzen lassen, besonders wenn man es mit brutalen Leuten und Narren zu thun hätte; über die letzten, sagte er aber, sey nichts klügers zu thun, als zu lachen.

Mstr. Hellm. (auffahrend) Herr, Sie haben, seit wir hier sitzen, schon ein paarmal gelacht, doch hoffentlich nicht über mich?

Ludwig. Bewahre! Sind Sie denn ein Narr?

Mstr. Hellm. Nun, ich will mirs auch weiter nicht annehmen, sonst wollte ich mir's wohl ausbitten. — Ja wir haben darüber unsern Brief vergessen.

Ludwig. Und ich habe darüber vergessen, was ich mir von Ihnen ausbitten wollte, Herr Hellmann.

Mstr. Hellm. Nun?

Ludwig. Es ist eine Kleinigkeit: daß Herr Hellmann, wenn Sie was zu erinnern haben, es im Guten sagen und nicht gleich so böse, als vorhin, zu seyn belieben wollen.

Mstr. Hellm. Wenn Sie im Guten hö-

ren, werde ich nicht böse seyn. Lassen Sie Sich jetzt den Brief vollends vorlesen.

Ludwig. Wenn Sie erlauben, will ich selbst lesen.

Mstr. Hellm. Ich gebe meine Briefe nicht aus den Händen — Aber wo blieb ich denn stehn? — —

(Fr. Hellmann setzt sich in eine Ecke der Stube und strickt.)

Hr. Hellm. Hier — ja — „Herr Pastor „Schön, welcher sich seit etlichen Jahren viel „Mühe mit ihm gegeben hat — wofür ich ihm, „da er nichts nehmen wollte, zwei Paar silberne „Leuchter, für 70 Thaler gekauft habe, — „meint, daß ein sehr geschickter Mann aus ihm „werden könnte — könnte, mein lieber Monsieur, nehmlich wohl zu verstehn, wenn Sie Ihre Gaben anwenden wollen.

Ludwig. Ganz wohl, Herr Hellmann; nur weiter.

Hr. Hellmann. „werden könnte. Da es „nun nach der Meinung des gedachten Herrn „Pastors jetzt Zeit ist, ihn nach der Universität „zu schicken, und er mir hierzu Leipzig vorge„schlagen hat, so will ich ihn, in Gottes Na„men, auf Ostern dahin abgehen lassen. Die„weil ich nun allezeit (mit erhobner Stimme) zu „Ihnen, theuerster Herr Gevatter, viel Zutraun

„gehabt, und weiß, daß Sie ein eignes Haus „besitzen; als wende ich mich auch jetzt an Sie, „mit Bitte, diesem meinem Sohn ein Logis in „Ihrem Hause einzugeben, ihn an den Tisch zu neh„men und (immer lauter) als Vater auf ihn Acht „zu haben, denn junge Leute werden leicht ver„führt; und da mein Sohn ein junges Blut von „17 Jahren ist, auch ein lebhaftes Temperament „besitzt, so würde ich seinetwegen besorgt seyn, „wenn ich nicht hoffte, (langsam schreiend) daß „Sie, viel geehrter Herr Gevatter, über seine „Konduite wachen, ihn vom Bösen abmahnen, „auch mit Rath und That, als einem Neuling, „beistehn werden, wofür ich (mit gesunknem Ton) „nicht ermangeln werde, erkenntlich zu seyn. — Ich bin eben nicht der Mann, der interessirt ist, und will alles, was ich thun kann, aus Freundschaft für Ihren Herrn Vater thun, und bloß aus alter Bekanntschaft hab' ich es übernommen.

Ludwig. Aber mein Vater ist nicht der Mann, der sich bloß aus Freundschaft und alter Bekanntschaft dienen läßt, und pflegt sehr gut zu bezahlen.

Hr. Hellm. (ganz mild) Das glaub' ich Wo wa — wo bin ich denn? — Hier: „So wollt' „ich nun hierdurch Dieselben ersuchen, mir, so „bald als möglich, Antwort zu ertheilen, ob

„Sie meinen Sohn (wieder mit Nachdruck) auf-
„und annehmen wollen, (weniger laut) auch einen
„Ueberschlag mit zu schicken, wie viel Quartier,
„Tisch, Feuerung, Wäsche und Aufwartung kos-
„tet; denn ich bin Willens, dieß alles, wenn Sie
„es anders genehmigen, an Sie zu überlassen, in-
„dem (sehr laut) junge Leute nicht Haus zu halten
„verstehn, und (weniger laut und geschwind) werde
„ich den Ertrag allemal quartaliter an Dieselben,
„mit schuldigem Dank abgehn lassen. (im ge-
„wöhnlichen Ton) Ich erwarte Dero Antwort mit
„umlaufender Post und bin, mit Vermelden vie-
„ler Komplimente von mir und meiner Frau an
„Dieselben und wertheste Frau Eheliebste jetzt
„und allezeit

Dero

Dienstverbundner
Johann Gottlieb Wagner,
Bürgermeister hieselbst.

Neustadt
den 24. Febr. 1780.

Hellmann legt den Brief zusammen und liest die Aufschrift:

„An Herrn
Herrn Daniel Hellmann,
Vornehmen Bürger und Tuchmacher-Aeltesten
in
Leipzig.

Hr. Hellmann. (Er steht auf und legt den Brief wieder in den Schreibeschrank —) Nun was sagen Sie dazu, mein lieber Monsieur?

Ludwig. Daß ich Ihnen die besagten Ausgaben alle gern überlassen will.

Hr. Hellmann. Und nicht, daß Sie mir wegen Ihrer Konduite Folge leisten wollen?

Ludwig. Wenn ich Ihres Raths bedarf, werde ich Sie darum bitten.

Fr. Hellm. (Ludwig freundlich ansehend) Oft ist es wohl nöthig, daß jemand, der an einen fremden Ort kommt, Rathgeber hat.

Ludwig. Ich glaub' es, liebe Frau Hellmann.

Hr. Hellm. (in einem nachlässigen Tone und als wenn er dazu jähnte) Ja ja! (Er nimmt Hut und Stock und geht aus.)

Ludwig. Frau Hellmann, wenn die Meinung, die ich von Ihnen habe, mich nicht beruhigte, so würde ich glauben, sehr übel addressirt zu seyn. Ihr lieber Mann, nehmen Sie es nicht übel, scheint etwas brutal zu seyn, und es ist schlimm, von solchen Leuten abzuhängen; ich bin jetzt Student, und werde mich nicht als Kind behandeln lassen.

Fr. Hellm. Haben Sie nur Vertraun zu

mir, so sollen Sie nicht leicht mit meinem Mann zusammen kommen; er drückt sich manchmal übler aus, als ers meint.

Ludwig. Sie beruhigen mich, Madam. Ich verlasse mich auf Sie allein, und schone gern, um Ihrentwillen, Ihren Mann.

Herr Hellmann. Frau Hellmann.
Nach dem Abendessen allein.

Hellmann hat seine Frau den von Ludwigen mitgebrachten Brief des Vaters lesen lassen, sie giebt ihm denselben zurück.

Fr. Hellm. Das meint der Vater so weit gut: man empfiehlt ja wohl einen jungen Menschen der Aufsicht eines Freundes.

Hr. Hellm. Drum eben. Und du siehst, daß er mir in diesem Briefe wieder die schärfste Aufsicht anbefiehlt, also werd' ich ihn auch kurz halten.

Fr. Hellm. Du kannst ihm nur rathen, mein Freund. Er ist Student.

Hr. Hellm. Was da! Ich habe Ordre vom Vater; er kennt mich, er weiß, daß ich junge Leute zu ziehn verstehe, und ich werde allen meinen Fleiß anwenden, um ihn zu kontentiren; denn das versichre ich dich, der Bürgermeister ist ein generöser Mann. — Hast du die Worte im

P. S. gelesen, daß der Meßfuhrmann Schinken und Würste mitbringt?

Fr. Hellm. Ja.

Hr. Hellm. Er muß dieser Tage kommen — Und hast du gelesen, daß wir auf die nächsten Ferien mit seinem Sohn hinkommen sollen?

Fr. Hellm. Ja.

Hr. Hellm. O, er traktirt gut. Ich weiß nur noch, wie er Kopist hier war, da lebte er schon bon mit guten Freunden; und jetzt hat er vollends so viel Geld. Wir können viel Nutzen von ihm haben, und uns auch manchen Spaß bei ihm machen.

Fr. Hellm. Wenn du das willst, so mußt du mit seinem Sohn nicht zu strenge verfahren.

Hr. Hellm. Was? — Das will er ja eben, der Vater — Laß mich doch nur gehn, ich weiß schon, wie ich mit jungen Leuten umgehn muß. Habe ich nicht aus Christian einen braven und klugen Menschen erzogen?

Fr. Hellm. (leise) Einen heuchlerischen Bösewicht.

Hr. Hellm. Was?

Fr. Hellm. Dem jungen Wagner darfst du nicht begegnen, wie einem Sohn, sonst prophezeihe ich dir, daß die Freundschaft mit dem Bürgermeister bald aussein wird. Du siehst

aus beiden Briefen, besonders aus dem letzten, daß der Bürgermeister sehr für seinen Sohn eingenommen, und daß es ihm mit dem Scharfhalten nicht so rechter Ernst ist; kommt's zum Streit und zur Klage, so wird der Sohn Recht behalten.

Hr. Hellm. Es ist ein sehr naseweiser Patron.

Fr. Hellm. Der junge Mensch hat viel Geist; aber drum eben. Wirst du über ihn gebieten, ihn wie ein Kind behandeln, gieb dann Acht, was passiren wird: — Monsieur Wagner wird ausziehn, beim Vater große Stücke klagen und Recht behalten; alsdann Adieu gute Bezahlung, Adieu Schinken, Würste und Lustreisen!

Hellmann brummt was in sich hinein, und geht schlafen. Frau Hellmann sagt leise: Aha, das hat verfangen, nun hoffe ich, wird er's leidlich machen.

Des folgenden Morgens.

Hellmanns Hinterstübchen.

Mstr. Hellmann. Christian sein Sohn.

Christian. Glauben Sie also, daß der Junge aus bloßer Unschuld das fremde Mädchen ins Haus brachte?

Hr. Hellm. Die Mutter meint's ja. Sie

hat sie ausgefragt, und erfahren, daß sie rechtlicher Leute Kind ist; auch hat sie Wagner erst einen Tag vor der Ankunft kennen lernen, war's auch gleich zufrieden, da meine Frau einen andern Ort für sie wußte.

Christian. Lauter Verstellung! Es ist ein Schleicher, er wird schon den Weg zu ihr finden, glauben Sie das.

Hr. Hellm. Nun, wenn er sie nur nicht ins Haus bringt — Es ist so eine Sache mit dem jungen Menschen: sagt man ihm viel, so könnt's wohl gar der Vater übel nehmen.

Christian. Aukontrair, er wird's übel nehmen, wenn Sie ihm zu viel Freiheit lassen. Seyn Sie nur brav scharf, der Knabe wird Ihnen sonst nicht pariren; hat Ihnen doch der Vater einmal Vollmacht in die Hände gegeben.

Hr. Hellm. Das ist wohl wahr, aber der Bürgermeister hält auch viel auf ihn; ich möcht's nicht gern mit dem verderben. Doch wenn er's zu arg machen sollte, dann werde ich meine Autorität wohl brauchen.

Christian. Ich werde hin und her so ein Bißchen aufpassen, und Ihnen hinterbringen, was etwa passirt.

Hr. Hellm. Das kannst du thun, kannst ihn auch manchmal so unter der Hand selbst vermahnen.

Christian. Nein, damit werd' ich mich nicht abgeben, das überlaß' ich Ihnen. —

(Fr. Hellmann kommt.)

Fr. Hellm. Der Schäfer ist mit der Wolle da.

Hr. Hellm. Na. (Er geht hinaus.)

Frau Hellmann sucht und legt verschiednes in Ordnung.

Christian. Der junge Wagner scheint ein artiger Mensch zu seyn.

Fr. Hellm. Was kann man von einem Menschen sagen, den man noch nicht vier und zwanzig Stunden kennt?

Christian. Mir gefällt er außerordentlich.

Fr. Hellm. So?

Christian. Ich werde sehr sein Freund werden.

Fr. Hellm. Nun gut. (Da sie heraus gehn will, tritt Ludwig ins Zimmer.)

Ludwig. O Frau Hellmann, wollten Sie wohl die Gewogenheit haben, mich zu dem Rektor der Universität, dem Professor Müller, zeigen zu lassen?

Christian. Ich kann eben noch ein Viertelstündchen abkommen, und also die Ehre haben, Sie selbst hin zu begleiten.

Ludwig. Sie wollen Sich bemühn?
Christian. Das geschieht recht gern.

Er brachte Ludwigen hin, welcher sich inscribiren ließ, und hernach zu den Professoren ging, an die ihm Pastor Schön Briefe mitgegeben hatte. Christian begab sich, als er Ludwigen verlassen hatte, zur Schemeln, und that Julien allerhand freundschaftliche Anträge; die Schemeln, welche ausgegangen war, kam dazu, Christian hatte für seine Vorschläge bei Julien nicht viel Dankbarkeit entdeckt, er ging daher etwas verdrießlich weg.

Die Wohnung der Frau Schemeln.

Fr. Schemeln (zu Julien) Was wollte denn der?

Julie. Ich sollte mich ihm anvertrauen, er wollte eine Wohnung für mich besorgen, und es mir an nichts fehlen lassen.

Schemeln. Seh' ein Mensch an! Wenn das der Vater wüßte! Nein, bei Leibe, lassen Sie Sich mit dem nicht ein! Was haben Sie ihm denn geantwortet?

Julie. Das Einzige, was ich antworten mußte, nehmlich, daß ich nicht hergekommen bin, um für mich allein zu wohnen, und daß

Sie hofften, mir bald eine Herrschaft zu verschaffen.

Schemeln. Das war recht, Sie sollen auch noch heute mit mir, zu der Fr. v. Lauterse gehn. Eben war ich dort und sprach von der Sache: sie hat gestern ihrer Jungfer aufgesagt, und will Sie sogleich nehmen; morgen früh gehn Sie mit mir hin. Es ist die beste Kondition in der Stadt.

Julie. Ich werde erkenntlich seyn, liebe Frau Schemeln.

Schemeln. Schon gut, mein Kind. Ich rekommandire Sie um der Frau Hellmann willen, die Sie zu mir geschickt hat, an diesen guten Ort, für den mir jede andre mit Vergnügen einen Dukaten Douceur gäbe. Aber bei Ihnen will ichs so genau nicht nehmen; Sie geben mir nur, was Ihnen die gnädige Frau auf die Hand giebt. Eine gute Dame bekommen Sie, mein Kind, und wenn Sie etwa ein Anliegen haben, so kommen Sie zu mir. — Unter uns, mit den Mannspersonen nehmen Sie Sich hier in Acht, und trauen Sie nicht allen. Sie sehn gut aus, und werden Anspruch genug bekommen, aber lassen Sie Sich mit keinem ein, ohne mich zu fragen. Mit dem jungen Hellmann — das ist nichts: wenn der Vater dahinter käme, nun da wollt' ich gern sehn! —

Julie. Ist er denn beim Vater im Hause?

Schemeln. Nein, er ist Diener beim Kaufmann Schmidt; aber's käme doch 'raus. Lassen Sie ihn laufen, da giebt's andre.

Julie. Was gehn mich auch die andern an! Ich bin ja nicht um der Mannsleute willen hier.

Schemeln. Ich meine nur so, wenn Sie einer heirathen wollte; denn manchmal kann ein hübsches junges Mädchen hier ihr Glück machen. Aber freilich daran denken Sie jetzt nicht — bleiben Sie erst eine Weile bei der Frau von Lautersee; sie ist zuweilen ein wenig wunderlich, aber doch gut.

Julie. Ich habe gelernt, mich in wunderliche Leute zu schicken, wenn es nur einigermaßen erträglich ist.

Schemeln. Die Frau von Lautersee hat einen Sohn, ein charmanter junger Kavalier! Er ist erst kürzlich von seinen Reisen wiedergekommen, und ist alleweil in Dresden; aber er kommt zu seiner Frau Mutter, wenn sie auf dem Lande ist. Vielleicht kommt er schon hieher, denn ich höre, sie wird dieß Jahr später als sonst nach Lautersee gehn, weil am herrschaftlichen Hause was gebaut wird. — Ja, da wollt' ich nur sagen, wenn der junge Herr bei der Mama ist, werden Sie wohl sein Weißzeug mit besorgen

müssen, da halten Sie nur alles hübsch in Ordnung; es ist ein recht guter Herr, er wird Ihnen manches schenken.

Julie. Auch ohne dieß werd' ich meine Schuldigkeit thun, daß Frau von Lauterse und ihr Sohn zufrieden seyn sollen.

Diese Unterredung ward durch die Ankunft der Frau Hellmann unterbrochen, welche sich über die nahe Hoffnung zu Juliens Unterkommen freute, und ihr die drei Thaler von Ludwig einhändigte; sie that es aber aus mancherlei Ursachen eben den Augenblick, da die Schemeln nach ihrer Küche sah. Diese wollte, da sie wieder hereinkam, von Christians Besuch und seinen Anerbietungen sprechen; aber Julie bat sie heimlich, dieß unerwähnt zu lassen. Sie schwieg, begleitete aber Fr. Hellmann bis vor die Thür, und erzählte es ihr mit den gehörigen Zusätzen. Frau Hellmann machte aber keinen weitern Gebrauch davon, weil sie so eigensinnig war, nichts wieder zu erzählen, was sie von andrer Leute Handlungen nur durch den Dritten erfuhr, und auch dann schwieg, wenn sie selbst sah und hörte, wiefern es nicht etwa nothwendig war, daß sie sprach.

Während zwei Monaten fiel nichts neues vor. Ludwig richtete sich im Hause seines Wirths,

und in Leipzig überhaupt so gut ein, daß er von der besten Laune war. Hellmann ging, ohnerachtet der Einblasungen seines Sohns, ziemlich gut mit ihm um; Ludwig übersah ihm viel, und bemühte sich, bei den immer zur Unzeit angebrachten Ermahnungen des dicken Meisters gelassen zu bleiben. Zu Christian hatte er nicht viel Vertrauen; er konnte bei aller Bereitwilligkeit seines Herzens, jedem wohl zu wollen, und alle Menschen für gut zu halten, nicht über sich gewinnen, das freundliche Betragen dieses Menschen für aufrichtig zu halten. Er hatte Recht, denn Monsieur Christian, wie ihn das Gesinde und die Gesellen im Hause nennen mußten, war ihm von Herzen feind. Juliens Lilien- und Rosengesicht, mit den sanften blauen Augen, einer Grazien-Bildung, und einem Wuchse, womit die Natur das feinste Gefühl des Schönen und Edlen überrascht hatte, machte — nicht auf Christians Herz, sondern auf seine Sinnlichkeit, eben den Eindruck, als wenn er ein Fürst gewesen wäre, und sich deswegen zu dem Besitz solcher schönen Geschöpfe berechtigt geglaubt hätte. Ludwig war schon eher als er mit ihr bekannt worden, und hatte Diensteifer für sie bezeigt; schon dieses ließ den Kaufdiener fürchten, daß er ihm bei ihr im Wege stehn könnte; was sollte er nicht über dem von dem Manne selbst ahnden, welcher

dem größten Mahler Deutschlands, der einmal verschiedne Tage in Neustadt zubringen mußte, durchaus zu einem Ganymed sitzen sollte? — das aber die Bürgermeisterin Wagner nicht geschehn ließ, weil der Senior daselbst es für höchst gottlos hielt, daß der Knabe als ein heidnischer Götterpage gemahlt werden sollte. Es war also hinreichender Grund für Christian da, den guten Ludwig recht herzlich zu hassen; denn wiewohl die Eigenliebe uns nicht leicht zuläßt, ein höheres Verdienst, als das unsrige, anzuerkennen, so widerspricht ihr doch oft ein gewisses verdrießliches Gefühl, und aus diesem innern Zank entsteht der Neid. Monsieur Christian, der nichts war, als eine menschliche Figur, ohne jenen unnennbaren Anwurf der Natur, wodurch sie zuweilen auch ihren vernachläßigten Kindern einen gewissen Reitz ertheilt, mußte bei alle dem, was er auf sich selbst hielt, Ludwigs höhern Werth fühlen, und ihn beneiden. Juliens abschlägliche Antwort vermehrte seinen Argwohn auf den glücklicher geglaubten Nebenbuhler noch mehr; wie konnte nun ein Christian anders, als ihm ewigen Haß schwören? Er ermangelte nicht, es zu thun; weil er aber den Grundsatz gefaßt hatte, man könne seinem Gegner nicht nachdrücklicher schaden, als unter der Larve, so war er äußerst freundlich gegen ihn.

Ludwig hatte sich indessen Freunde unter seinen Mitstudenten erworben. Es waren junge Leute von Talenten, die sich geneigt fanden, sie täglich mehr anzubauen, und Nutzen davon zu ziehen. Gleiche Neigungen hatten sie zu Ludwig und ihn in ihren Zirkel geführt; es war aber kein einziger Theolog darunter, daher verleideten sie ihm die ohnehin geringe Lust zu diesem Stande immer mehr. Er hörte mit ihnen Kollegien über Geschichte, Philosophie, Physik und verschiedne andere Wissenschaften; aber sehr unordentlich und gezwungen besuchte er die theologischen, worinnen ihn seine drei Freunde bestärkten. Unter ihnen liebte er am meisten den Herrn von Hollmer, einen jungen Empfindler, welcher sehr zur Schwärmerei geneigt war, und das Tändelnde, was gesetzte Leute dann und wann zur Abwechslung unterhält, aber sehr bald Ueberdruß in ihnen erregt, bis zur Leidenschaft liebte. Ludwigs lebhafter Geist ergriff auf einige Zeit dieselbe Neigung; es blieb ihm auch hernach für immer etwas davon zurück, ob er gleich zu männlich dachte, um sich ganz von ihr regieren zu lassen. Die Belustigungen, denen er mit seinen Freunden nachhing, fielen nie ins Rohe oder Sinnlose, wenn gleich zuweilen unüberlegter Witz mit unterlief, und alles zu Scherz und Lust Anlaß geben mußte, was in ihren Weg kam. Kleine sa-

tirische Anmerkungen träufeln nun einmal unaufhaltsam, wie das Rebenwasser des saftvollen Weinstocks, von den Lippen der muntern und geistreichen Jugend; wo sollte auch der Trieb zu scherzen und zu lachen sonst die Nahrung finden, die er verlangt, wenn ihn nicht die Gegenstände umher abwechselnd gäben? „Gutmüthige Jünglinge und Mädchen, sagte einst ein Mann, dessen Würde nirgend verkannt ward, haben kein Arges bei dem kleinen Spotte, zu welchem ihnen die Vorübergehenden Anlaß geben. Ich selbst hörte einst von Ohngefähr, weil man mich nicht mehr so nahe vermuthete, daß von einem schalkhaften Jüngling ein Reimlein auf meine Perücke gemacht wurde; ich lachte herzlich, denn es war viel Witz und viel Treffendes in dem Gedichtchen. Um ihn indessen doch ebenfalls ein wenig zu nekken, drängte ich mich durch etliche, die mich verborgen hatten, und stand nun auf einmal wieder vor den jungen Leuten, deren Gelächter sich in Schrecken verwandelte. Der Autor besonders war ganz außer Fassung; ich kannte ihn aber als einen trefflichen Jungen, daher war es mir unmöglich, seine Verlegenheit auch nur einen Augenblick zu unterhalten; denn dachte ich, der Drang, den er eben fühlte, einen scherzhaften Einfall anzubringen, mußte ja irgend etwas ergreifen. Ich verließ ihn, ohne einen Beweis von

Empfindlichkeit zu geben. Nachher kam ich in nähere Verbindung mit ihm, da ersetzte er mir den kleinen Ausfall nicht nur durch viele schöne Eigenschaften, die er entwickelte, sondern auch durch die vollkommenste persönliche Ergebenheit.“ Dieser gütige Mann beurtheilte die Sache aus dem wahren Gesichtspunkt. Aber nicht eben solche Nachsicht verdienen jene Ungesitteten, welche keine süßere Unterhaltung kennen, als andre geflissentlich zu beleidigen, und hierzu den plumpsten, unverschämtesten Scherz aufbieten; denn dieß zeigt offenbar von Bösartigkeit, und diese verdient keine Schonung. Junge Studierende, die an dieser Art des Zeitvertreibs Geschmack finden, verschanzen sich freilich hinter die Anzahl ihrer Mitbrüder; dadurch glauben sie das Recht zu besitzen, die Rüge einer Beleidigung doppelt ahnden zu können, sind stolz darauf, daß rechtliche Personen von jedem Stand ihre Ausgelassenheit lieber ruhig ertragen, als sich von ihnen noch mehr beschimpfen zu lassen, und bedenken nicht, wie sehr sie sich selbst dadurch herabwürdigen — bis zu dem Verlust jeder gesitteten Gesellschaft herabwürdigen. Wissenschaften verlieren einen großen Theil ihres Werths, wenn sie nicht die Sitten veredeln; sie sollten es auch nach dem unfehlbaren Schluß, daß ein durch sie aufgeklärter Kopf jede Obliegenheit des Menschen erken-

nen, daß er Menschenwürde fühlen lernt: fast läßt es sich damit nicht zusammen reimen, daß unter allen Jünglingen keine roher und zügelloser sind, als so manche unter den Musensöhnen. Unser Ludwig und seine Freunde waren in der That unter die vielen Ausnahmen zu zählen, die sich, ohne den Göttern der Freude, welche der Jugend lächeln, die Huldigung zu versagen, überall Beifall und in den besten Häusern Zutritt erwarben. Dieß belebte sie immer mehr zu Ausschmückung des Geistes; sie wendeten so manche Stunde, in der sie herum zu schwärmen wenigstens eben das Recht hatten, als andre, zur Musik und zum Lesen der besten Schriftsteller an. Jede neue Erscheinung von solchen Männern in den Buchläden, gab Anlaß zu einer fröhlichen Zusammenkunft.

Zu Anfang des Julius hatte Ludwig das Vergnügen, die Gräfin von Eberstein, eine Freundin seiner Eltern, die auch ihm sehr gewogen war, in Leipzig zu sprechen. Diese seine Gönnerin, deren nähere Bekanntschaft der Leser nicht ohne Vergnügen machen wird, ist eine von den edeln Weibern, für die man dem schönen Geschlecht ein halbes Dutzend kontrastirende Gegenstände vergiebt. Ludwig hatte beständig ein vorzügliches Vertrauen zu ihr gehabt; auch jetzt entdeckte er ihr seinen Wunsch, von der Theologie abgehn zu

können, und wußte sie durch eine Menge Gründe, die er sich zu diesem Zweck schon gesammelt hatte, so gut zu überzeugen, daß sie ihm versprach, seine Mutter umzustimmen, und deswegen gleich an sie zu schreiben; doch rieth sie ihm, sich in eben dieser Absicht an den Pastor Schön zu wenden.

Er machte der Gräfin, welche von allem, was Beziehung auf ihn hatte, unterrichtet seyn wollte, eine ziemlich belustigende Schilderung seines Wirths; desto achtungsvoller sprach er von Frau Hellmann. Die Gräfin ward aufmerksam, und da er ihr noch dazu meldete, daß sie die Tochter des Pastors Haupt wäre, den sie gekannt hatte, so bekam er den Auftrag, seiner Wirthin zu sagen, sie wünsche dieselbe bei sich zu sehn. Freudenvoll kehrte er nach Hause, ihn zu bestellen, und der Hellmann zugleich zu erzählen, daß die Gräfin zwei Meilen von Leipzig ein Landgut gekauft hätte, wo sie sich jetzt aufhalten würde, und daß er die Erlaubniß hätte, sie dort, so oft er wollte, zu besuchen. Frau Hellmann nahm Theil an seiner Freude, und eilte, den Wunsch der Gräfin nach ihrer nähern Bekanntschaft zu erfüllen. Sie fand Beifall, und erwarb sich eine Freundschaft, die ihr sehr bald zu Statten kam.

Den 6ten Julius.

Hellmanns Haus.

Hellmann stand in der offnen Thür seines Hinterstübchens, Frau Hellmann in der ein wenig geöffneten Küchenthür. Ludwig wollte ausgehn; da er das Haus öffnete, trat Julie herein; sie blieben beide am Eingange stehn, als wenn eins das andre erwartet hätte, und keins vermochte zu sprechen. Julie erholte sich indessen zuerst; sie sagte Ludwigen, das rosa-seidne Tuch, welches sie trug, sey für die drei Thaler gekauft, die er ihr durch die Hellmann überschickt hatte, und er bezeigte ihr seine Freude, daß sie diese Kleinigkeit so geschätzt hätte. Frau Hellmann erschrak nicht wenig, als die drei Thaler erwähnt wurden; zum Glück aber hatte ihr Eheherr die Pelzmütze über die Ohren gezogen, auch war das Hinterstübchen weiter ab als die Küche, er hatte also nichts gehört; aber indem Ludwig Julien noch antwortete, trat er heraus, und kam näher. Ludwig erschrak und eilte fort.

Hellm. Was begehrt die Jungfer?

Julie. Ich wollte, weil ich hier vorbeigehe, nur bei Madam Hellmann einsprechen.

Hellm. Das wäre nicht — (Frau Hellmann eilt hinzu, und unterbricht ihn.)

Fr. Hellm. Guten Morgen, Mamsell

Julie! Nun wie geht's Ihnen bei der Frau von Lauterſee?

Julie. Recht gut, Madam!

Hellm. Alſo bei der Frau von Lauterſee ſind Sie? Ei da gratulire ich Ihnen, das iſt eine brave Dame, und iſt meine Kunde. (Er wakkelt in ſein Hinterſtübchen zurück, und ſagt im Gehn:) Ihr Diener, Mamſell, ich wünſche wohl zu leben.

Julie. Gleichfalls Herr Hellmann! (Zu Frau Hellmann) Ich ſprach hier an, um Ihnen einen Brief von meinem Vater zu zeigen.

(Sie geht in die Familien-Stube und Julie lieſt der Hellmann vor.)

„Du konnteſt errathen, meine Tochter, daß „ich erſchrecken und Verdruß haben würde, als „ich nach Hauſe kam, und dich nicht fand, und „doch hielt dich dieſe Vermuthung (hier weint „Julie) nicht ab, mir den Schreck und Verdruß „zu verurſachen? Aber es iſt geſchehn, ich will „dir keine Vorwürfe machen.“ — Ach! ich hätte ſie verdient! Der liebe, gütige Vater, er ſchont mich zu ſehr!

Fr. Hellm. Es iſt mir lieb, Kind, daß Sie Ihren Fehler erkennen; da Ihnen aber Ihr Vater vergeben hat, ſo beruhigen Sie Sich.

Julie (wiſcht ſich die Augen) Ach Gott, er iſt ſo gut! — „Ich bin getröſtet — ſchreibt er weiter — da ich höre, daß dich die Vorſehung

„so gut geleitet, und in das Haus einer Dame „geführt hat, die, wie du schreibst, in gutem „Ruf steht. Suche bei ihr zu bleiben, so lange du „außer dem Hause seyn willst, und wenn du dann „und wann etwas von mir verlangst, so schreibe „mir immer durch Einlage an deine Schwester, „denn ich will nicht, daß je ein Brief von dir in „die Hände meiner Frau falle. Sie darf nicht wis„sen, wo du bist, weil sie sonst uns beiden noch „mehr Verdruß machen würde. Da du diesen „Schritt gethan hast, so will ich nicht gern, daß „du durch sie gekränkt, und in deiner Ruhe ge„stört werdest, und auch ich, der, wie du weißt, „um des Hausfriedens willen, so vieles duldet, „wünsche endlich wenigstens auf Einer Seite Ru„he zu haben.

„Der guten Frau Hellmann sage von mir „den verbindlichsten Dank, daß sie sich deiner „annehmen wollte. Sollte ich jemals nach Leipzig „kommen, so würde ich nicht ermangeln, sie zu „besuchen, und ihr mündlich zu danken.

„Ich hoffe, mein Kind, du wirst an meine „oftmalige Erinnerungen denken, und auch dei„nen jetzigen Zustand mit gewisser Würde tragen. „— Ach Gott, mein Kind dürfte nicht dienen! — „So theuer muß man begangne Schwachheiten „bezahlen! Indessen entehrt den Menschen ei„gentlich nichts, als Abweichen von der Tugend,

„und dieß darf ich doch wohl von meiner Julie
„nicht befürchten?

„So oft es ohne Verabsäumung deiner
„Pflicht geschehen kann, suche deinen Verstand
„durch Lesen zu bereichern; ich setze voraus, daß
„du in dem Hause deiner Gebieterin selbst Gele-
„genheit dazu findest, oder etwa Bekanntschaft
„mit Leuten machst, die dir Bücher von der Art,
„wie ich sie dir in die Hände gab, und vorgeschla-
„gen habe, zum Lesen verschaffen wollten. Zu
„diesem Zweck, und damit du überhaupt auch
„außer deiner Besoldung noch ein kleines Ein-
„kommen haben mögest, überkommst du hier drei
„Louisd'or; so viel kann ich dir alle sechs Monate
„schicken, so lange du von mir entfernt seyn
„wirst.

„Gott segne dich!"

Fr. Hellm. (gerührt) Was für einen treff-
lichen Vater Sie haben! Suchen Sie ja seiner
würdig zu bleiben.

Julie. Ich will mich bestreben es zu wer-
den. (Sie küßt den Brief.) Heut noch schreib' ich ihm
wieder.

Fr. Hellm. Es ist zu wünschen, daß Sie
bei der Frau von Lauterfee bleiben mögen, bis
sich's zu Hause ändert. Sie passirt eben nicht für
die gütigste Herrschaft; indessen wenn Sie Sich

nur in sie schicken lernten, so wäre es immer besser, als oft zu wechseln.

Julie. Alle Domestiken sagen mir, daß noch keine Jungfer so gütig von ihr behandelt worden ist: sie giebt mir fast kein böses Wort, und übersieht mir, wie sie spricht, viel, was ihr noch nicht recht an mir ansteht. Aber die andern haben schlimme Zeit, und beinahe alle wollen weg, würden auch jetzt ihren Abschied nehmen, wenn wir nicht auf's Land gingen, wo sie so ein wenig mehr Freiheit hoffen. — Aber ich muß gehn. —

Es ward Abschied genommen, und Frau Hellmann ging zu ihrem Mann, in sein Hinterstübchen. Die nun folgende Unterredung aber fiel zwischen ihm und seinem Sohn in der Zeit vor, da Julie mit der Hellmann im vordern Zimmer war.

Meister Hellmann. Christian kommt.

Christian. Lassen Sie Sich doch erzählen, was ich vor etwa einer Stunde Schönes gesehn habe.

Hellm. Nu?

Christian. Sie wissen, daß ich hier war, und wieder wegging. Als ich nun so die Gasse entlang gehe, sieh da kommt das Mädchen, die mit Wagnern gekommen ist, daher, und flugs

auf's Haus zu. Nun schlich ich von weitem nach, ob das auch wohl eine Bestellung wäre — Richtig! Mein Monsieur Wagner kommt, wie gerufen, aus dem Hause, und da hätten Sie sehn sollen, wie er ihr zärtlich die Hand küßte, und wie sie heimlich zischelten und lachten, dann ganz vertraut sprachen; weiß der Himmel, was sie da abgeredet haben!

Hellm. Wenn ist denn das geschehn?

Christian. Vor einer Stunde höchstens, sage ich Ihnen.

Hellm. (öffnet die Thür und ruft: Johanna! — sie tritt aber in diesem Augenblick von selbst herein.) Sieh einmal, da hat Wagner doch einen vertrauten Umgang mit der Jule, oder wie sie heißt: Christian hat sie zusammen lachen und schäkern gesehn, er hat ihr die Hand geküßt, und sie haben eine Zusammenkunft abgeredet.

Fr. Hellm. Und wenn hat sich das alles zugetragen?

Mstr. Hellm. Christian, so sag's doch der Mutter.

Christian. Die Frau Mutter werden es doch wohl für Erfindung halten.

Fr. Hellm. Wenn Sie mir die Wahrheit einer Sache beweisen, kann ich sie nicht für Erfindung halten.

Mstr. Hellm. Es ist, sagt er, ohngefähr eine Stunde.

Christian. Oder eine halbe, so genau kann ich das nicht sagen.

Fr. Hellm. Du weißt, daß es nicht lange ist, so sprach Julie hier an; Wagner aber wollte für heute zum erstenmal ausgehn, da begegnete er ihr in der Hausthür; er wollte hinaus, und sie kam herein, folglich konnten sie sich noch nicht auf der Straße gesprochen haben.

Mstr. Hellm. Das ist wahr, und das alles hab' ich selbst gesehn.

Fr. Hellm. Hernach ging Wagner allein weg, Julie aber ist bis diesen Augenblick bei mir drüben im Zimmer gewesen.

Mstr. Hellm. Du wirst nicht recht gesehn haben, mein Sohn.

Christian. Genug ich habe —

Fr. Hellm. (einfallend) Gesehn, was ich und Ihr Vater auch sahn, nehmlich: daß Wagner eben ausgehn wollte, als das Mädchen hereinkam, daß sie einander die Hand gaben, und zwei Worte zusammen sprachen; Sie glaubten aber nicht, daß wir das alles auch bemerkt hätten, und beliebten eine unterhaltende Geschichte daraus zu machen.

Christian. Wie Sie wollen, Frau Mutter!

Fr. Hellm. Ich will nichts als die Wahrheit.

Christian. O, ich weiß, Sie sind sehr gerecht. (Er geht voller Verdruß fort.)

Mstr. Hellm. Du weißt aber auch alles besser, was er sagt, und bist auf dem Laffen, dem Wagner, seiner Seite — Meinetwegen, ich sage nichts; wenn er aber liederlich wird und die Eltern sich beschweren, so schreie ich über dich.

Fr. Hellm. Wenn du an dem jungen Menschen Liederlichkeit gewahr wirst, dann rathe ich dir selbst, auf die beste Art Einhalt zu thun. Bis jetzt aber seh' ich nichts, denn daß er der Weißenberg im Vorbeigehn guten Morgen wünschte, ihr die Hand gab, und nach ihrem Befinden fragte, war doch wohl alles natürlich, da sie Reisebekannten sind. Dein Sohn pflegt gern alles in einem schlimmen Lichte zu zeigen, und ihm zu Gefallen werd' ich nicht Unwahrheiten bekräftigen.

Mstr. Hellm. Du hast immer was auf meinen Sohn. Ein Mensch kann doch wohl irren. Monsieur Wagner aber, der ist ein Engel in deinen Augen, der macht alles recht, ob er gleich immer mit liederlichen Buben herumschwärmt.

Fr. Hellm. Ich weiß vielmehr, daß er niemals herumschwärmt, und keine andre Gesellschaft sucht, als die von drei ganz artigen Stu-

denten, mit denen er, wie ich letzt, da sie bei ihm waren, bemerkte, von lauter Wissenschaften spricht, liest, Musik macht, und dergleichen. Besonders ist sein intimer Freund, der Herr von Hollmer, ein artiger, höflicher Jüngling, und daß er nun mit diesem umgeht, ist ganz nach des Vaters Absicht; er schreibt ja, daß er wünschte, sein Sohn möchte es mit jungen Leuten vom Stande halten.

Mstr. Hellm. Und Geld mit ihnen verschmaußen?

Fr. Hellm. Das wirst du ihm nicht verbieten, und auch dieses ist nach seines Vaters Willen.

Mstr. Hellm. Könnte er nicht manchmal zu Hause einen Schmauß geben, könnte er nicht zuweilen mit Christian spazieren reiten?

Fr. Hellm. Das könnte er wohl, wenn er wollte; da er es aber nicht will, so ist auch nichts dabei versehn.

Mstr. Hellm. Du giebst ihm in allem Recht, es kommt mir wunderlich vor.

Fr. Hellm. Lieber Mann, weswegen hat mich neulich die Gräfin Eberstein rufen lassen?

Mstr. Hellm. Nun du hast so weit Recht, man muß nicht schlimm mit ihm verfahren — Will sie also dem Grafen sagen, daß er alles Tuch, was er braucht, bei mir nimmt?

Fr. Hellm. Ja, so bald er von der Gesandtschaft zurückkommt; auch sie will das Livreetuch für ihre Bedienten bei dir nehmen.

Mstr. Hellm. Woher mag es doch kommen, daß sie so für den jungen Menschen portirt ist?

Fr. Hellm. Ich habe es dir ja gestern schon gesagt: Für's erste ist die Bürgermeisterin lange als Wirthschaftsjungfer bei der Mutter der Gräfin Eberstein gewesen; für's zweite ist der junge Wagner ihr Pathe; und drittens ist der Graf, der den Bürgermeister beschützt und befördert hat, ihr Onkel; folglich ist sie der Wagnerischen Familie geneigt.

Mstr. Hellm. Hm! Hm! Nun wer weiß, was unser eins noch dabei profitiren kann!

Fr. Hellm. Darum laß dich von deinem Sohn nicht aufhetzen, es mit Wagnern zu verderben.

So suchte Frau Hellmann immer, von der schwachen Seite ihres Mannes rechtliche Behandlung für Ludwig zu gewinnen. Dieser wußte nichts von solchen kleinen Vorgängen, fand aber so etwas Unbehagliches, so etwas Leeres um sich her, seit er Julien wieder gesehn, und sie so bald wieder verloren hatte, daß er sie in jeder weib-

lichen Figur, die ihm begegnete, auf jeder Straße suchte, jede sich öffnende Hausthür, in Erwartung, daß sie heraus kommen würde, ansah, und des Morgens, wenn er ausging, immer hoffte, sie sollte, wenn er das Haus öffnete, wieder erscheinen. In seinem Herzen war das bisher schlummernde Gefühl erwacht, welches beide der zwei verschiednen Menschengeschlechter sehr früh lehrt, die Würze des Lebens sey Liebe. Er sah jetzt alle Mädchen, die in seinen Weg kamen, oder die er in Gesellschaften fand, aufmerksamer an; aber wenn auch hier ein schalkhaftes Gesicht, dort ein hübscher Wuchs ihm nicht übel gefiel, so verlor sich der Eindruck, den dieß sonst vielleicht gemacht hätte, in dem Gedanken an Julien. Ein Glück war es jedoch für sie, daß die untere Klasse von Mädchen — jene Nymphen, die sich dem Zeitvertreib des männlichen Geschlechts widmen, ohne Ausnahme der hübschen und reinlichen Figuren, ihm gänzlich mißfielen, und daß die bessern Töchter Leipzigs entweder zu wenig unterhaltend, oder zu stolz, oder zu — ich weiß selbst nicht was waren, als daß er gefährliche Unterhaltungen mit ihnen hätte beginnen können; sonst wäre der weich gewordne Jüngling doch vielleicht, wie ein unbesorgtes Vögelchen, in das erste beste Netz geflattert, und Julie wenigstens um das halbe Herz gekommen —

oder auch um das ganze, weil ohnehin Meister Urian schon die Hand voll Verunglimpfung hatte, die er der keimenden Neigung zu ihr in den Weg streun wollte — Hatte jemand Julien schon Arges nachgeredet? — Ja wohl, Mamsell; aber dießmal war es nicht der Neid ihrer Mitschwestern, oder die zu Auslegungen und Vergrößerungen allezeit fertige Erzählsucht, welche das Mädchen in üblen Ruf bei Ludwigen brachte; der Eigennutz eines Nebenbuhlers that es, der dabei keine beßre Absicht hatte, als jener Heißhungrige, welcher seinem Miteßer eine Schüssel voll Milch verekelte, damit dieser die Lust, weiter davon zu genießen, verlieren möchte. Erlauben Sie nur, daß eine kleine Unterhaltung Ludwigs mit dem Herrn von Hollmer, und noch etwas zur Sache Gehöriges, vorhergehe; alsdann sollen Sie gleich den ganzen Vorgang, wegen der analogisirten Schüssel Milch, erfahren.

Den 8ten Julius.

Hollmers Wohnung.

Hollmer und Ludwig.

Hollmer. Sieh Ludwig, da geht ein hübsches Mädchen, eine wahre Grazie.

Ludwig (eilt ans Fenster) O! nichts — gar nichts! Schon dacht' ich, sie wär's.

Hollmer. Wer?

Ludwig. Ein Mädchen, die ich kenne, die mit mir zugleich ankam.

Hollmer. Wo ist sie denn, und wer ist sie?

Ludwig. Freund, ich weiß keins von beiden, und wie das zugeht, will ich dir gleich erklären: Den vorletzten Tag meiner Reise gegen Abend, trafen wir zusammen, und reisten dann in Gesellschaft hieher. Sie gefiel mir zwar damals, aber eben nicht sonderlich, oder vielmehr, ich hatte meine Gedanken in Leipzig, und achtete nicht sehr auf sie. Ihr mocht's auch so gehn, denn sie sprach wenig, und antwortete zwei andern Mannsleuten, die mit ihr scherzen wollten, fast gar nicht, hielt sich aber immer zu einer Frau, die, als wir ankamen, vor dem Thor abstieg: ich wollte sie zwar einigemal anreden; da ich aber sah, daß sie nicht mit den andern Mannsleuten sprechen wollte, ließ ichs seyn. Als wir nun vor dem Posthause ankamen, gingen die beiden Männer fort, ich stieg aus, und das Mädchen blieb zuletzt, ich half ihr vom Wagen, und da sprach sie mit mir. Unter andern erfuhr ich, daß sie nach Leipzig gekommen wäre, da Dienste als Kammerjungfer zu suchen; aber sie wußte nicht, wo sie einkehren sollte, und hatte auch nicht viel zu verzehren. Um ihr aus der Noth zu helfen, nahm ich sie mit, und bat meinen Wirth, sie so

lange im Hause zu behalten, bis sie ihren Zweck erlangt hätte; aber der Schlingel wollte nicht: seine Frau nahm sich indessen ihrer an, und ich glaube, sie hat schon eine Herrschaft.

Hollmer. Und hast sie seitdem nicht wieder gesehn?

Ludwig. Ich habe sie vor zwei Tagen wieder gesehn. Eigentlich hatte ich sie ganz vergessen; auf einmal trat sie des Morgens, als ich ausgehn wollte, in's Haus. Sieh, Fritz! — ich bin dir erstaunt! Das Mädchen sah aus wie der Frühling; mir däuchte, in meinem Leben nichts Schöners gesehn zu haben, und sie war so nett gekleidet; daher schließ' ich, daß sie schon in einem guten Haus ist. —

Hollmer. Hast du sie denn nicht gefragt, wo sie sich aufhält? —

Ludwig. Konnte ich denn? — Kaum zwei Worte hatten wir gesprochen, sieh da schritt der alte Dickbauch, der Hellmann daher, und fragte mit seiner gewöhnlichen Grobheit, was sie wollte? Ich erschrak dir so, daß ich ohne Weiteres fortging.

Hollmer. Armer Knabe! der nicht einmal mit seiner Chloe sprechen darf!

Ludwig. O! mein kann ich sie just nicht nennen! aber wenn ich in meinem Leben ein Mädchen mein zu nennen wünschte, so wäre sie es —

Was mich freut: Ich schickte ihr doch durch die Hellmann drei Thaler, weil ich versprochen hatte, sie zu unterstützen, bis sie eine Kondition hätte. Für diese drei Thaler hat sie sich ein rosa-seidnes Halstuch gekauft, das ihr ganz allerliebst läßt; sie trug es vorgestern, und sagte: Sehn Sie, das hab' ich mir für das überschickte Geld Ihnen zum Andenken gekauft — Aber das war auch alles, was ich mit ihr sprechen konnte.

Hollmer. Und du siehst hieraus nicht, daß sie dir wohl will? — Bist so unthätig — erkundigst dich weiter nicht nach ihr? —

Ludwig. Bei wem soll ich mich nach ihr erkundigen? —

Hollmer. Bei deiner Wirthin — zu der du so gutes Zutrauen hast.

Ludwig. Ja in andern Stücken wohl, aber hier nicht; und dazu hab' ich meine guten Ursachen. Wie ich sie bat, dem Mädchen die drei Thaler zu übermachen, mußte ich ihr versprechen, mich nicht weiter mit ihr einzulassen. Damals begriff ich nicht recht, was sie damit sagen wollte, jetzt aber versteh' ich's! Ach! der Argwohn in Leipzig macht einen wohl klug und behutsam.

Hollmer. Laß dir dienen, lieber Louis! Der Argwohn in Leipzig macht dich nicht klug, sondern dein Herz, in welchem sich Liebe für dein

fremdes Mädchen entwickelt, und dir nun sagt, was Frau Hellmann mit dem nicht weiter einlassen meinte. Dieß Herz möchte sich aber gern weiter einlassen, ohne daß die Hellmann drein reden soll, daher lehrt's dich Behutsamkeit.

Ludwig. Und wenn das wäre, so hab' ich doch Recht, die Hellmann nicht nach ihr zu fragen.

Hollmer. Du hast nicht Recht! — Dein Herz spricht für — Wie heißt die Kleine? —

Ludwig. Weiß ich's? —

Hollmer. Alles bis auf ihren Namen zu ignoriren!

Ludwig. Wo soll ich ihn denn erfahren? Im Hause wird so wenig von ihr gesprochen, wie vom Mann im Mond.

Hollmer. Nun, so suche du zu erfahren, wo sie ist. Dein Herz, sag' ich, spricht für sie, es redet die Sprache der Natur, und ihr muß man folgen.

Ludwig. Noch einige Tage will ich's abwarten; denn vielleicht kommt sie wieder hin, oder ich begegne ihr auf der Straße, wo ich mich schon oft nach ihr umgesehn habe; erscheint sie nicht, dann will ich suchen, ihren Namen und Aufenthalt bei meiner Wirthin zu erfahren.

Hollmer. Denn, lernen wir sie näher

kennen, und ist sie eben so gut und unschuldig, als sie schön ist, so liebst du sie, sie ist deine Chloe, der du dein Herz und deine Lieder weihst, und ihr treu bleibst, bis das Schicksal es zuläßt, euch näher zu verbinden.

Ludwig. Und Fritz? —

Hollmer. Ist euer Freund, der Vertraute eurer Liebe, bis auch ihm das Glück ein holdes Mädchen, irgend eine Daphne, zuführt.

Ludwig. Ach Fritz! keine größre Glückseligkeit müßte auf der Welt seyn, als wenn wir beide, in irgend einer schönen Gegend, fern von Zwang, getreu der Liebe und Freundschaft, in dem Schooße der Natur leben könnten!

Hollmer. Ja, das wäre irdische Seligkeit! — O mein Herz bebt einem solchen Glück entgegen! — Komm in's Freie.

Den 14ten Julius.

In Hellmanns Hause.

Frau Hellmann. Ludwig.

Fr. Hellm. Ich dächte, Sie blieben einen Tag wenigstens zu Hause, um ein kleines Mittel zu brauchen, sonst, glauben Sie, wird's ein Fieber setzen.

Ludwig. Ein Fieber, im schönsten Sommer! das wäre mir ungelegen.

Fr. Hellm. Darum müssen Sie vorbeugen.

Ludwig. Gut, ich werd' Ihrem Rathe folgen, und mir noch in dieser Woche einen Tag dazu frei machen. (Er thut, als wollte er gehn, kommt aber zurück.) Apropos, ich habe Sie schon lange fragen wollen, (im nachlässigen Ton) hab's aber immer wieder vergessen: hat denn das Mädchen, die mit mir zugleich eintraf, eine Herrschaft gefunden?

Fr. Hellm. Ja! — Herr Wagner, wollten Sie wohl Kathrinen Ihr Weißzeug geben? — Wir haben morgen Wäsche.

Ludwig. Gleich — Bei wem ist sie denn?

Fr. Hellm. Die Kathrine? — Hier steht sie ja.

Ludwig. Die seh' ich wohl, ich meine jene Jungfer, die vor acht Tagen des Morgens hier war.

Fr. Hellm. Sie ist recht gut versorgt — Kathrine mach' Sie ja heut alle Anstalt zum Waschen.

Ludwig (im Weggehn für sich) Da bin ich wieder so klug als zuvor.

Fr. Hellm. (für sich, lächelnd) Von mir sollst du keine Nachrichten bekommen, guter Junge.

Den 16ten Julius.

Ludwigs Zimmer.

Ludwig im Bette. Frau Hellmann mit Theezeug.

Fr. Hellm. Nun, haben Sie meine Medizin genommen?

Ludwig. So eben.

Fr. Hellm. So trinken Sie Thee nach, und warten Sie die Transspiration ab: man kann durch Hausmittel oft einer Krankheit begegnen, aber nicht sie dadurch heilen, wenn sie eingerissen ist. (Sie will gehn, kehrt aber vor der Thür wieder um, und ruft ins Zimmer hinein:) Sie speisen auf Ihrem Zimmer, ich lasse Ihnen ein Krankengericht machen.

Da sie sich umwendet, wegzugehn, sieht sie Christian, der die Treppe heraufgeschlichen war, und hinter ihr steht.

Christian (mit verstellter Traurigkeit) Ist der gute Wagner so krank?

Fr. Hellm. Nicht just so sehr krank, aber unpaß. (Sie geht wieder an ihr Geschäft, und Christian in Ludwigs Zimmer.)

Christian. Ich höre, Sie sind nicht wohl, Herr Wagner? Ei, das thut mir leid.

Ludwig. Es hat so viel nicht zu sagen, ich habe mich etwas erkältet. Die Sorgfalt Ihrer Frau Mutter ist so groß, daß sie mir ein Haus-

mittel vorgeschrieben hat, und will, daß ich einer Krankheit dadurch vorbeugen soll.

Christian. Ja, meine Frau Mutter ist sehr besorgt in dergleichen Fällen.

Ludwig. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Christian (setzt sich) Wenn Ihnen meine Gegenwart nicht zur Last ist, kann ich wohl ein Viertelstündchen bei Ihnen bleiben.

Ludwig (gezwungen) Recht angenehm.

Christian (nach einigen allgemeinen Gesprächen) Ob die Frau von Lautersee nicht bald in die Stadt kommen wird?

Ludwig. Was für eine Frau von Lautersee?

Christian (scherzhaft) Wie Sie Sich verstellen können!

Ludwig. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich eine Frau von Lautersee kenne.

Christian. Aber doch ihre Kammerjungfer?

Ludwig. Ihre Kammerjungfer? — (Geschwind und freudig) Ach ist etwa die Person bei ihr, die mit mir zugleich hier eintraf?

Christian. Und das wußten Sie wirklich noch nicht?

Ludwig. Warum sollt' ich es läugnen, ich hätt's längst gern gewußt, wo sie sich aufhält,

und wunderte mich, sie nirgend zu sehn. Also Freund, auf's Land ist ihre Herrschaft gereist?

Christian. Ja, auf ihr Gut, Lautersee, wo sie immer den Sommer zubringt.

Ludwig. Ist das weit von hier?

Christian. Nicht volle zwei Meilen. (Traulich) Wollen Sie ihr dort einen Besuch geben?

Ludwig. Vielleicht, es ist ja ein Spazierritt.

Christian. Mehr nicht — und was wären zwölf Meilen, um ein schönes Mädchen zu besuchen!

Ludwig. Nicht wahr, es ist ein niedliches Mädchen? Ich bin ihr herzlich gut.

Christian. Ich auch — Ha ha ha! Wie manchen Spaß hab' ich nicht schon mit ihr gehabt! Wir waren recht gute Freunde, ich und Julchen.

Ludwig (unruhig) Sie haben Spaß mit ihr gehabt? Sie waren gute Freunde? Sie wissen sogar ihren Namen?

Christian. Darüber wundern Sie Sich nun? Hab' ich sie doch alle Tage gesehn.

Ludwig. Wo denn da?

Christian. In unserm Gewölbe; ihre Herrschaft nimmt alles bei uns, und täglich wird was gebraucht, das holte sie immer — Ha ha! Es ist ein drolliges Ding. Wie gesagt, wir haben

viel Spaß mit ihr gehabt; sie hielt sich immer eine Weile auf.

Ludwig. Nun, ist der Spaß schon unter mehrern gewesen, wer waren denn alle die wirs?

Christian. Mein Himmel! die andern Diener. Es geht nun nicht anders; wenn muntre junge Mädchen Waaren holen, so scherzen wir mit ihnen, und diese macht was mit. Reiten Sie nur hin, Sie werden Sich gewiß guten Zeitvertreib mit ihr machen.

Ludwig. Einer so allgemeinen Spaßmacherin zu Gefallen, möchte die Tour wohl nicht lohnen. — Ah — ich — werde ganz schläfrig.

Christian (steht auf) Ich will Sie allein lassen, schlafen Sie ein wenig. (Vor der Thur.) Dem hätt' ich den Geschmack an Jungfer Julien verleidet.

Des Nachmittags.

Hollmer und Ludwig.

Hollmer. Es ist doch nicht Ernst mit deiner Krankheit?

Ludwig. Nein, morgen geh' ich wieder aus; ich bin mehr verdrießlich als krank.

Hollmer. Worüber, lieber Junge?

Ludwig. Die längst gewünschte Nachricht

von des Mädchens Aufenthalt hab' ich erhalten, sogar ihren Namen weiß ich.

Hollmer. Darüber bist du verdrießlich? Da steckt wohl was anders dahinter.

Ludwig. Sehr viel. Wenn die Hellmann gewußt hat, was ich nun weiß, so hätte sie nicht nöthig gehabt, mir den Aufenthalt dieser Dirne so sehr zu verheimlichen.

Hollmer. Was giebt's denn? Du bist ja ordentlich böse auf sie.

Ludwig. Stelle dir vor, die schöne Julie —

Hollmer. Julie, welch ein herrlicher Name! Schade, wenn nichts an ihr ist! — Julie! o, der Name klingt so süß, wir brauchten sie nicht Chloe zu nennen.

Ludwig. Sie macht aber dem süßen Namen Schande, das häßliche Mädchen!

Hollmer. Nun, was macht sie denn, wo ist sie jetzt?

Ludwig. Jungfer ist sie, bei einer gewissen Frau von Lautersee.

Hollmer. Bei der? Die Dame kenn' ich, da wird sie nicht lange aushalten; aber das ist's doch nicht, was du gegen sie hast?

Ludwig. Nicht doch, aber ehe sie auf's Land gereist sind, hat sie alle Tage Waaren für ihre Dame im Gewölbe des Kaufmanns Schmidt

geholt, da hat sie sich immer lange aufgehalten, und mit den Dienern gekurzweilt.

Hollmer. Woher hast du denn die Nachricht?

Ludwig. Der Sohn hier vom Hause ist selbst in dieser Handlung, der erzählte es mir diesen Morgen.

Hollmer. Nun, wenn sie von der Gattung ist, so wird das dem jungen Lautersee sehr angenehm seyn.

Ludwig. Es ist zum Todtärgern.

Hollmer. Denke, mein Louis, daß sie deiner nicht werth war, und vergiß sie; die Liebe wird für uns sorgen, und uns beßre Mädchen zuführen.

Ludwig. Es ist doch aber Schade um sie.

Hollmer. Sie muß sehr bald in Leipzig Sitte angenommen haben; denn wie du letzthin sagtest, wollte sie den beiden Mannspersonen auf dem Postwagen nicht Rede stehen.

Ludwig. Deswegen hielt ich sie eben für sehr sittsam.

Hollmer. Wer weiß, ob auch alles so wahr ist, wie es deines Wirths Sohn gesagt hat?

Ludwig. Es ist nicht unmöglich, daß er's wenigstens vergrößert hat; viel Liebe zur Wahrheit trau' ich ihm nicht zu, dagegen aber viel Boßheit des Herzens. Es würde mir zwar Leid

thun, wenn ich ihn verkennen sollte, aber ich hab' eine ganz besondre Abneigung gegen den Menschen.

Hollmer. Vielleicht ist es ein Beweis, daß die Natur bei ihm redlich zu Werke gegangen ist, und das Zeichen des Schurkens auf seinem Gesicht ausgehängt hat.

Ludwig. So ist's auch: seine Physiognomie zu erklären, braucht man nicht Lavater zu seyn.

Hollmer. Oft können wir, ohne lange zu studiren, den Mann, der vor uns steht, recht gut aus seinem Gesicht beurtheilen, und fast nie trügt der Widerwille gegen ein Gesicht, das selbst vor dem, der's trägt, zu warnen scheint; aber zuweilen täuscht uns auch ein offnes Antlitz, von dem wir Gutes hofften; dieß sind die Fälle, wo die Natur uns hintergeht.

Ludwig. Ich hatte einmal Lust zu glauben, daß die Natur unschuldig ist, und alles gut herstellt.

Hollmer. Aber sie erzeugt auch Gift.

Ludwig. Gut, gut, wir wollen das des Breitern erwägen, wenn wir Physik hören, laß mich heute meinem Verdruß nachdenken.

Hollmer. Das sollst du nicht, wir wollen Musik machen.

Den 17ten zu Mittage.

In Hellmanns Familien-Stube.

Mstr. Hellmann, Fr. Hellmann, Ludwig und Christian beim Essen.

Frau Schemeln kommt dazu.

Schemeln. Gesegnete Mahlzeit — Stören Sie Sich meinetwegen nicht — Dächte ich doch nicht, daß es schon um die Zeit wäre.

Fr. Hellm. Kommen Sie, Frau Schemeln, setzen Sie Sich zu uns. (Sie rücken zusammen, es wird ein Kouvert gebracht.)

Fr. Schemeln macht Umstände, Meister Hellmann aber fährt sie gutgemeint an, und versichert ihr, daß sich bei ihm immer noch ein unvermutheter Gast satt essen könne; sie setzt sich also zur Gesellschaft, und läßt sich's schmecken.

Mstr. Hellm. Was bringen Sie uns Neues, Frau Schemeln?

Schemeln. Ach lieber Himmel, es passirt nicht viel, und wo komm' ich auch groß hin?

Fr. Hellm. Sie haben aber doch viel Bekanntschaften und Gewerbe.

Christian. Ja, Frau Schemeln hat große Konnexions, das wissen wir, und ist Kommissionsräthin von so vielen Herrschaften.

Mstr. Hellm. Da setzt's brav Einnahme.

Schemeln. Davon wollen wir nicht viel sagen, die Einnahme läßt sich wohl halten; man hat auch oft nichts als Verdruß, besonders, wenn man den Herrschaften Leute rekommandirt, und sie nicht einschlagen; lieber Gott, man kann in niemanden stecken. Wenn's immer so gut ging, wie mit Jungfer Weißenberg, die Sie mir schickten, Madam Hellmann! Das ist ein gutes Mädchen, geschickt, fleißig, treu und sittsam; die wird wohl bleiben.

Ludwig. Was nennen Sie sittsam, Frau Schemeln? Etwa, daß die Handlungsdiener des Herrn Schmidts, wo sie alle Tage hinkommt, wenn ihre Herrschaft in der Stadt ist, Spaß mit ihr treiben können, wie sie wollen?

(Christian wird verlegen, Frau Hellmann horcht auf, Meister Hellmann kaut ungestört fort.)

Schemeln (in der Meinung, Julie stände gut im Hellmannschen Hause) Ihr Wort in Ehren, junger Herr, wer Ihnen das gesagt hat, den grüßen Sie von mir, und er wäre ein Lügner; denn ich will gleich hier aufgehängt seyn, wenn Julie weiß, in welchem Ende der Stadt das Gewölbe des Kaufmanns Schmidt ist. Sie darf überhaupt in keinen Kaufladen gehn, als etwa zu der Modehändlerin, und ist, seit sie bei ihrer gnädigen Frau ist, nicht zweimal ausgewesen. Das muß ich am besten wissen, die drei Häu-

ser davon wohnt, und zu der sie das erstemal, als sie in den Putzladen ging, hinkam, daß ich ihr mußte den Weg zeigen lassen. Das zweite Mal hat sie sich allein hingefunden, und hat mir nachher gesagt, sie hätte mit hier, bei Madam angesprochen, um Ihnen zu berichten, wie es ihr ginge, und das hat sie recht gemacht, das war ihre Schuldigkeit. Sonst ist sie nirgend hingekommen, sag' ich Ihnen. Und wie wär' sie zu Herrn Schmidt gekommen, da ihre Herrschaft Kaffee, Zucker, und alles bei dem Kaufmann Ernst nimmt? Also sag' ich, ist's nicht wahr, und der Ihnen das gesagt hat, mein lieber Herr Studiosus, der ist ein Lügner. — Ja, da ist Monsieur Christian, der muß mir bezeugen, daß die Frau von Lauterse nichts bei dem Herrn Schmidt nimmt.

Christian (nachlässig) Ab und zu wird wohl was geholt.

Ludwig (sehr freundlich) Nun jetzt nimmt Frau von Lauterse doch nur ab und zu bei Ihrem Patron, letzt sagten Sie aber, daß kein Tag hinging, wo die Jungfer nicht was holte. Dieser Widerspruch rettet des Mädchens Ehre.

Christian. Es kann seyn, daß ich mich in der Person geirrt habe. (Verächtlich.) Eigentlich lohnt's der Mühe nicht, länger davon zu sprechen.

Mstr. Hellm. (mit vollen Backen) Da hast du Recht, ein ambitiöser Mensch bekümmert sich nicht um Dienstmägde.

Fr. Hellm. (lächelnd) Das ist wohl so eine Geschichte, wie die von jenem Morgen?

Christian (aufgebracht) Wir könnten leicht mit der Zeit noch andre Geschichten hören.

Fr. Hellm. Es läßt sich freilich viel erleben.

Schemeln zu Meister Hellmann. Haben Sie dieß Jahr guten Kauf bei der Wolle gemacht, Herr Hellmann?

Mstr. Hellm. Sie ist aufgeschlagen, drum muß ich künftig die Tuchpreise erhöhn.

Schemeln. Das ist ganz billig; ich werde es zum voraus den Herrschaften sagen, die sich etwa wegen Tücher an mich wenden, und werde sie alle herweisen, denn sie kriegen doch nirgend schöner Tuch, als bei Ihnen. (Zu Christian.) Monsieur Hellmann, ich werde nächstens schöne, neumodische Westchen, ganz unvergleichlich gestickt, in Kommission kriegen, da will ich Ihnen welche bringen, Sie können Sich auslesen. — Sehr wohlfeil und ganz was neues, nach Französischer Façon; es hat sie noch kein Mensch.

Christian (mürrisch) Ich brauche so was nicht.

Mstr. Hellm. Wenn's aber was Apartes

ist, kannst du dir wohl eine solche Weste kaufen. Ein junger Mensch muß galant gehn, zumal der ein Kaufmann werden will.

Nach dem Essen.

Christian und die Schemeln auf der Straße.

Schemeln. Pst! ! Monsieur Christian!

Christian (steht still) Was beliebt?

Schemeln (keucht zu ihm hin) Ach, verzeihn Sie doch, was ich bei Tische, wegen der Frau von Lauterse ihrer Jungfer sagte. Ich wußt's ja nicht, daß Sie nur so Ihren Spaß mit dem Studenten, wie ich hernach merkte, gehabt haben.

Christian. Das war eben die Sache und Sie kommen mir so in die Quere! Sehn Sie, er ist in sie verliebt, drum wollt' ich ihn ein Bißchen jaloux machen.

Schemeln. Aha! — Das hätt' ich wissen sollen.

Christian. Und meine angenehme Frau Stiefmutter, was die gleich klug war!

Schemeln. Hm! sie thut auch wunder wie weise und groß! Freilich sie kann schon apart thun, hat sich so 'nein gesetzt ins Vermögen. Wenn Ihr Vater stirbt — und sein Steckhusten nimmt

sehr zu — theilt sie das schöne Vermögen doch mit Ihnen?

Christian. Sachte, sie hat's noch nicht —

Schemeln. S' wär auch unrecht — Ja hören Sie nur, wegen der Weißenberg muß ich doch sehn, das bei Gelegenheit anders herum zu bringen, jetzt ist sie ja so nicht da.

Christian. Sie können's wieder gut machen, wenn Sie mir, so bald sie herein kommt, zu einer Zusammenkunft mit ihr verhelfen.

Schemeln. Je, dazu kann wohl Rath werden, wir wollen sehn — Ja, Monsieur Christian, wissen Sie, was ich bei Ihrem Vater wollte?

Christian. Ich kann's leicht errathen.

Schemeln. Da ist der Baron Hezer, der sucht 500 Thaler, und will gern zwölf Prozent geben, auch allenfalls mehr. Es ist ein rechtschaffner Herr, dem nur die Wechsel zu lange ausbleiben, und er will sich nicht an alle decouvriren. Da wollte ich den Herrn Vater ansprechen, ob er ihm die 500 Thaler auf einen Wechsel borgen wollte. Ich weiß aber, daß er nichts ohne Sie thut, also seyn Sie doch so gütig, ihm zuzureden. Wenn ich Ihnen wieder dienen kann, will ich's herzlich gern thun; und sicher ist's dem Herrn Vater.

Christian. Ihren Baron Hezer kenn' ich,

er liegt in den letzten Zügen: aber wenn Sie mir versprechen, bei der Jungfer Weißenberg mein Interesse zu besorgen, und sie vor dem Studenten da, dem Wagner, zu warnen, so versprech' ich Ihnen hingegen, meinen Vater zu dem Darlehn bereden zu helfen.

Schemeln. Gut, den Gefallen will ich Ihnen thun, so bald sie hier ist; und ich versichre Sie, daß es keine Kleinigkeit ist, denn es sind ganz andre darnach — aber Sie müssen mir jetzt gleich zu dem Gelde helfen.

Christian. Ich soll doch wohl nicht stehendes Fußes wieder umkehren? Jetzt muß ich in die Handlung; aber gehn Sie nur gegen Abend zu meinem Vater hin, ich werde mich auch einfinden.

Schemeln. Gewiß?

Christian. Sie können Sich darauf verlassen. Auf wie lange will es denn der Baron haben?

Schemeln. Auf Jahr und Tag.

Christian. Nun, wir wollen's schon machen. Daß Sie mir aber auch die Bedingung wegen der Weißenberg erfüllen.

Schemeln. Ja doch, ja — Also bleibts dabei, auf den Abend?

Christian. Ich komme ganz sicher — Adieu indessen. (Für sich im Gehn.) Das Geld

wollen wir doch wohl wieder bekommen, wenn die Zeit um ist; weiß ich doch, wo der Baron noch was zu kriegen hat, da schlägt man Arrest drauf, und auf seine werthe Person oben ein, wenn er nicht bezahlt. Die Madam soll denn der Vater noch dazu tüchtig ängstigen; während der Zeit hat sie mir zu dem Mädchen geholfen, und da werd' ich den Spaß entweder satt haben, oder ich kehre mich nicht mehr an die Schemeln.

Schemeln (im Gehn) Die Jule soll er drum doch nicht kriegen, es sey denn, daß nichts mit dem Lautersee passirte. Wenn ich nur erst das Geld habe, dann kann er's doch nicht wieder zurückfordern, bis die Zeit um ist; und was geht's mich darnach an, ob's sein Vater wieder kriegt oder nicht! hab' ich doch meine 50 Thaler. Er ist reich genug, er kann's entbehren.

Denselben Tag gegen Abend.

Hollmers Wohnung.

Ludwig (hereinspringend) Brüderchen, kein Wort wahr.

Hollmer. Von was?

Ludwig. Von den übeln Nachrichten wegen Julien.

Hollmer. Das hab' ich halb und halb

gedacht. Wie bist du denn hahinter gekommen, daß es Erdichtung ist?

Ludwig erzählt, was sich beim Mittagsessen zugetragen hatte.

Hollmer. Sieh den Böswicht, ein unschuldiges Mädchen so zu verläumden! Er mag wohl selbst Absichten auf sie haben, und dir sie verhaßt machen wollen.

Ludwig. Beinahe möcht' ich das glauben. — Aber — du hast Recht — Welche Boßheit, ein Mädchen so zu verunglimpfen!

Hollmer. Mein Freund, du mußt wissen, daß die meisten von unserm Geschlecht nicht billiger denken. Sie gehn mit dem Ruf eines Frauenzimmers um, wie ein Handeljude mit den Waaren, die er lobt oder verschmäht, nachdem es sein Vortheil verlangt; oder wie der Verschwender mit dem Gelde seiner Gläubiger, der's vergeudet, ohne zu bedenken, daß er es nicht wieder ersetzen kann: und doch gesteht jeder, daß nichts delikater sey, als der Ruf eines Frauenzimmers, und nichts edler, als wenn dieser Ruf unbescholten ist.

Ludwig. Das heißt sehr leichtsinnig und ungerecht handeln. Darum wünschte ich eben das Mädchen, das ich liebe, von aller Welt entfernt.

Hollmer. Nun, also bist du mit Julien wieder ausgesöhnt?

Ludwig. Vollkommen, und jetzt will ich nächstens nach Lautersee, um sie einmal zu sehn. Reit'st du mit?

Hollmer. Nein, Lieber, dort mußt du sie nicht aufsuchen, es thäte ihr Schaden: besonders hätte sie bei ihrer Frau Verdruß; den wirst du ihr nicht anrichten wollen?

Ludwig. Um alles in der Welt nicht! Lieber will ich abwarten, bis sie wieder in die Stadt kommen.

Hollmer. Indessen wollen wir jede müßige Stunde auf unsre Lieblings-Zeitvertreibe, Musik, Lektüre, Poesie, und einsame Spaziergänge wenden.

Ludwig besuchte einige Tage darauf die Gräfin Eberstein, und sah, daß man Lautersee passiren mußte, um nach Rosenau zu reiten. Diese Entdeckung machte ihn sehr vergnügt. Er ritt nach acht Tagen wieder nach Rosenau, und war so glücklich, Julien mit Fräulein Charlotte Altstein, einer Nichte der Frau von Lautersee, in Lautersee zu begegnen, da sie eben spazieren gingen. Er grüßte die Frauenzimmer, traute sich aber nicht mit Julien zu sprechen, welche eben

so zurückhaltend war. Aber die Liebe weiß Augenblicke zu nützen, um ihre Herrschaft über die Herzen zu befestigen. Ludwig und Julie empfanden es. Er kam eingenommner als jemals nach Leipzig zurück, und sie, welche auch Fräulein von Altstein nichts von ihrer längst gekeimten, nun schon blühenden Neigung gegen Ludwig merken ließ, so vertraut sie übrigens waren, hatte keinen andern Trost, als das rosa-seidne Tuch. Es war ihr höchster Staat, sie fand es so schön, daß alle Blumen des Sommers ihr dagegen welkes Gras schienen, und drückte es oft heimlich an ihr Herz. Hollmern theilte Ludwig die Entdeckung voller Freuden mit, daß ein und derselbe Weg nach Rosenau und Lauterse führte. Es ward nun beschlossen, zuweilen die Tour dahin zusammen zu machen, und in Lauterse vor dem Wirthshause ein wenig anzuhalten. Ludwig begab sich noch einmal allein zu der Gräfin Eberstein, und bat um Erlaubniß, seinen Freund, den Herrn von Hollmer, vorstellen zu dürfen. Er erhielt sie, und einige Tage darnach ging die kleine Reise in Gemeinschaft vor sich; es ward auf dem Rückwege in Lauterse Halt gemacht, und um die Gegend herumspaziert, wo Ludwig seine Julie vor einiger Zeit angetroffen hatte. Der Knabe mit und ohne Augenbinde, je nachdem es ihm behagt, hatte so viel Freund-

schaft für die guten Jungen, die beiden Grazien, Julie und Lotte, auch diesen Weg wieder zu leiten. Es wär' unhöflich gewesen, wenn zwei artige Studenten die Frauenzimmer nicht hätten grüßen sollen. Dieß geschah; aber die Mädchen waren so schüchtern, daß sie alles nur flüchtig beantworteten, und sie bald verließen. Allein die Verliebten sind wie die Kinder: ihnen genügt eine Kleinigkeit, sich Tage oder Wochen lang darüber zu freuen. Ludwig hatte sein Mädchen gesehn, hatte drei oder vier Sylben von ihren Lippen in sein Herz gleiten hören, und war zufrieden, hatte Stoff auf lange Zeit, mit Hollmern davon zu schwatzen. Dieser war nun auch verliebt, glaubte seine Daphne in Fräulein Lotte Altstein gefunden zu haben; denn daß die zweite Huldin, die mit Julien spazieren ging, so hieß, erfuhren sie in der kurzen Unterredung. Er weihte sich ihr auf's feierlichste, alles ward nun auf den zukünftigen Winter verschoben, und die beiden zärtlichen Schäfer nahmen sich vor, die Gelegenheit, sie in Lauterse zu sehn, nur selten und mit der größten Zurückhaltung zu benutzen.

Den 20sten August.

Hellmanns Hinterstübchen.

Mstr. Hellmann (krank.) Christian.

Mstr. Hellm. Hast du nicht gesehn?

Jetzt ging sie hinauf, s' wird gewiß wieder eine Zusammenkunft seyn, sie mag wohl ein gutes Schusselchen für ihn herauf tragen.

Christian. Vermuthlich. Wenn ich nachschlichen wollte, so würde ich vielleicht wieder eine zärtliche Unterredung hören.

Mstr. Hellm. Ich geschlagner Mann! Das hätt' ich doch nicht in ihr gesucht! Hast du sie denn seitdem wieder beschlichen?

Christian. Nein, ich hatte an Einem Mal schon genug, und seitdem hat mich auch nichts mehr gewundert, was ich bemerkt habe.

Mstr. Hellm. War's nicht gegen Abend, als du sie antrafst?

Christian. Nein, es war den Morgen, wie er zu Hause blieb, und sie ihn pflegte, als wär' er noch so krank. Gott, wenn ich noch daran denke — eine Frau, von beinah dreißig Jahren, sich von einem Jungen, der noch nicht achtzehn ist, umarmen, und sich solche Schmeicheleien von ihm sagen zu lassen! — Es ist nicht erlaubt.

Mstr. Hellm. (sehr erboßt) Und doch soll ich dazu schweigen! Entweder erinnre mich nicht immer dran, oder laß mich der Sache ein Ende machen.

Christian. Haben Sie nicht selbst davon angefangen? Ich wollte Sie, besonders jetzt, da Sie krank sind, gern menagiren; deswegen bitte ich immer, Sich nicht drüber zu ärgern, und

nicht Lärm zu machen; der Verdruß würde Ihnen das Leben kosten, und die Leute lachten Sie oben drein aus.

Mstr. Hellm. Ich weiß nicht, wie ich am besten thue.

Christian. Ja, Sie hätten Sich mit einer so jungen Person nicht einlassen sollen, von der Sie leicht denken konnten, daß sie Sie hintergehn würde. Nun theilt sie für solche Untreue einmal mit Ihrem gehorsamen Sohn.

Mstr. Hellm. (im bittenden Ton) Ich hab' ja mein Testament noch nicht gemacht.

Christian. Ich soll Kaufmann werden, soll einmal Ihrem Namen Ehre machen; dazu gehört Geld; und doch muß ich mein Erbtheil mit einer fremden Person theilen.

Mstr. Hellm. (wie vorher) Ich hab' ja mein Testament noch nicht gemacht. (Er geht hastig auf und ab.)

Christian. Von sechs Kindern, die Ihnen meine Mutter geboren hat, bin ich das jüngste, das einzige Kind, das Ihnen der Himmel gelassen hat, und Sie entwenden mir das Ihrige, durch eine Heirath im Alter?

Mstr. Hellm. Aber ich hab' ja mein Testament noch nicht gemacht. (Er geht heftiger.)

Christian. Ich bin im dreißigsten Jahre, es wäre Zeit, eine eigne Handlung anzufangen; aber die Stiefmutter braucht zu viel. Sie könn-

ten das Handwerk verlassen, Ihr Geld mir in die Handlung geben, und bei mir in Ruhe leben; aber nein, der Frau Gemahlin wegen muß eine eigne Haushaltung seyn, damit sie gute Zeit haben, es mit andern halten, und ihnen heimlich das Ihrige zustecken kann; und wenn Sie todt sind, theilt sie mit Ihrem Sohne, der Ihnen keine Schande macht.

Mstr. Hellm. (setzt sich ganz entkräftet) Ich will — morgen — mein Testament machen — (keucht) und sie ausschließen — (keucht) Sie soll nichts haben — nichts! Morgen (wird sehr schwach) — morgen.

Christian. Bester Vater, ereifern Sie Sich nicht so. (Er sucht eine stärkende Medicin, und giebt ihm ein.) Sie verkürzen ja dadurch vollends Ihr Leben — Sehn Sie nur, wie Sie durch so was immer kränker werden. Nein ärgern müssen Sie Sich nicht. (Er zwingt sich zum Weinen.) Die gottlose Frau wird mich noch um meinen Vater bringen.

Mstr. Hellm. Laß gut seyn, mein Sohn, laß gut seyn. Ich fühl's, mit mir wird's nicht lange mehr, (Christian hält das Tuch vor, und scheint heftiger zu weinen) drum will ich morgen mein Testament machen.

Christian (sich nach und nach wieder fassend) Das thun Sie immer; denn deswegen dür-

sen Sie nicht sterben; wie ich denn Gott bitte, daß es noch lange nicht geschehn möge. Aber es würde meine selige Mutter in der Erde kränken, wenn Sie ihrem einzigen hinterlaßnen Sohne etwas von Ihrem Vermögen entzögen, und es einer Frau gäben, die gar bald einen andern Mann nehmen, und es also in fremde Hände bringen würde. — Wenn es dabei bleiben soll, daß Sie morgen alles in Richtigkeit bringen wollen, so werd' ich noch heut zum Hofrath Petri gehn, um ihn auf morgen vorzubereiten. —

Ludwig hatte während dieser Unterredung, Besuch von Hollmern und noch einigen Freunden bekommen. Es war ein trüber Tag, und regnete auf den Abend. Sie beschlossen also, beisammen in Ludwigs Zimmer zu bleiben, und deswegen hatten sie nach ihren Musikmeistern, um Musik zu machen, geschickt. Ludwig wollte seine Gäste bewirthen, und dazu den Rath der Frau Hellmann nehmen. Sie schlug vor, bei welchem Traiteur er das Abendessen sollte bestellen lassen, und versprach, Kathrinen deshalb hinzuschicken, ihm auch alles besorgen zu lassen, was er noch außerdem nöthig hätte. Sie sprachen eben davon, als Christian aus seines Vaters Stube trat. Da sie ihn nicht bemerkten, schlich er zurück, und winkte dem Alten. Da dieser zur Thür heraussah,

dankte Ludwig eben der Frau Hellmann mit einem Händedruck für ihre Gefälligkeit. Meister Hellmann machte sich stark, und fuhr heraus.

Mstr. Hellm. (Ludwig von seiner Frau wegstoßend) Junge, hat Er sonst nichts zu thun?

Ludwig (hitzig)) Nu, grober Kerl! Soll mir nicht viel, so —

Mstr. Hellm. (zu seiner Frau) Schier dich wo du hingehörst, oder der T.. soll dich holen, du Nickel! (Fr. Hellmann geht mit Zeichen des Erstaunens, aber ganz still weg.)

Ludwig. Ist der alte Kerl besoffen?

Mstr. Hellm. Ich will Ihn schimpfen lehren! Denkt Er, daß ich so dumm bin, und seinen verfluchten Umgang mit der H.. drinne nicht weiß?

Ludwig. Plagt Ihn der —

Christian (hervorkommend) Herr, ärgern Sie meinen kranken Vater nicht noch, und kommen Sie ihm nicht so grob, das bitt' ich mir aus.

Ludwig (ganz gelassen) Je Kerlchen! steckst du im Hinterhalt? Nun merk' ich ohngefähr deine Streiche. (Er wird in dem Augenblick heftig, und ergreift einen Stock.) Boßhafte Kanaille — .

Indem Ludwig mit diesen Worten auf Christian, der etwas retirirte, zulief, stürzten seine Freunde, die das Geschrei gehört hatten, die Treppe herunter; Hollmer hielt Ludwig auf, und besänftigte ihn; es entstand ein Verhör; Hell-

mann ward schwach, schimpfte aber doch, und ging schimpfend in sein Zimmer zurück; Christian eilte ihm nach. Ludwigs Freunde riethen ihm, sich der Grobheiten nicht ferner auszusetzen, sondern noch heute das Quartier zu verlassen; Hollmer both sein Quartier an, und Ludwig war's zufrieden. Die Musici traten eben zur Hausthür herein; es ward ihnen angekündigt, daß Musik und Abendessen bei Hollmern seyn würde. Einer der guten Freunde holte Träger, die andern halfen Ludwig holter polter einpacken; es ward alles fortgeschafft. Einige waren Willens, die Fenster einzuschlagen, aber Ludwig ließ es, der Frau Hellmann wegen, nicht zu. Nun ward bei Hollmern eingezogen, Musik gemacht, zu Abend gegessen, und über den Vorfall gescherzt. Nur wegen Frau Hellmann war Ludwig unruhig. Er nahm sich vor, ihr zu schreiben, und des folgenden Morgens das Billet in ihre Hände bestellen zu lassen. Da es im Hellmannschen Hause wieder ruhig geworden war, ging Frau Hellmann an ihres Mannes Thür; aber sie fand sie verschlossen, und bekam, als sie pochte, zur Antwort, daß er ungestört seyn wollte. Denn zwar hätte Meister Hellmann gern noch einen tüchtigen Zank mit seiner Frau aufgeführt; aber Christian fürchtete Erläuterungen, hielt ihn also unter dem Vorwand der Sorge für seine Gesundheit ab,

und verließ ihn auch diese Nacht nicht. Die gute Frau ging an der mächtigen Stütze eines guten Gewissens, still und gelassen zurück, doch schmerzte ihr die Begegnung. Aber sie wußte, daß ihr Mann durch seinen Sohn aufgebracht, wußte, daß er wirklich krank war, fürchtete, daß der heftige Aerger ihm schaden möchte, und spürte mehr Kummer um ihn, als um sich selbst. Unter solchen Umständen wurde im Hellmannschen Hause eine unruhige Nacht hingebracht.

Des folgenden Morgens
in eben demselben Hause auf dem Flur.
Christian. Eine Aufwärterin.

Aufwärterin. Wo komm' ich denn hier zu Frau Hellmann?

Christian. Was will Sie bei ihr, mein Kind?

Aufwärterin. Ich hab' ein Billet an sie abzugeben; es ist von Herrn Wagner.

Christian. Aha! Sie erwartet es, und hat mir befohlen, es abzunehmen; geb Sie's also nur her — Hier ist was für den Weg.

Die Aufwärterin gab das Billet, und Christian eilte damit in einen Winkel. Da es einen Umschlag hatte, und nur mit Mundlack zugemacht war, riß er es auf, und las:

„Wenn ich, hochgeschätzte Freundin, mir irgend etwas bewußt wäre, wodurch ich den

„gestern Abend entstandnen Verdruß veranlaßt
„hätte, so würde ich untröstlich seyn, an der
„Kränkung einer Frau Schuld zu seyn, der ich
„so vielen Dank schuldig bin. Ob ich gleich nicht
„begreife, wie Herr Hellmann auf die Art seines
„Benehmens kam, welches mir die schleunigste
„Aendrung der Wohnung nothwendig machte,
„so zeigten mir doch die sehr harten, im Zorn
„hingeworfnen Worte einen Ihrer unwürdigen
„Argwohn. Gott weiß, wodurch ich ihn veran-
„laßt habe. Daher find' ich mich schuldig, Sie
„um Verzeihung zu bitten; und ich werde diese
„Verzeihung erhalten, denn Ihr Herz ist nicht
„fähig, einen Unschuldigen zu hassen, der gewiß
„nie die Absicht haben konnte, Sie zu beleidigen.
„Entziehn Sie mir nicht Ihre Freundschaft, beste
„Frau Hellmann! ob schon ich nicht mehr in
„Ihrem Hause wohne, und nehmen Sie für alle
„Güte und Sorgfalt, die ich von Ihnen genoß,
„den aufrichtigsten Dank, wie auch die Versiche-
„rung der vollkommnen Achtung hin, die man
„einer so tugendhaften Frau schuldig ist.

„Ludwig Wagner."

Christian hielt nicht für ersprießlich, daß sein Vater diesen Brief sähe. Er bestellte also, daß während seiner Abwesenheit niemand zu diesem gehn sollte, und eilte in das Haus seines Patrons, wo er hurtig einen neuen Umschlag

machte, wieder mit Mundlack siegelte, Ludwigs Hand in der Aufschrift nachmahlte, hierauf Herrn Schmidt meldete, daß sein Vater gefährlich krank wäre, und sein Testament machen wollte, bei welchem er sowohl, als auch während der Krankheit selbst seinen Beistand verlangte — und dann in das väterliche Haus zurückging, wo er zuerst Frau Hellmann aufsuchte. Sie saß bei einer Arbeit in der gewöhnlichen Stube.

Frau Hellmann. Christian.

Christian. Madam, ich habe vorhin ein Billet an Sie empfangen.

Fr. Hellm. (nimmt den Brief) Kann ich nicht erfahren, woher mein Mann gestern die beleidigende Aufführung nahm, und was ich verbrochen habe, daß er mich nicht sprechen will?

Christian. Das fragen Sie nicht mich, sondern Ihr Gewissen.

Fr. Hellm. Bösewicht, der du mich zu demüthigen denkst, ich spotte deiner Bosheit!

Christian. Was wollen Sie von mir, was schimpfen Sie? Kann ich meinem Vater befehlen, Sie zu sprechen, wenn er nicht Lust dazu hat, oder muß ich Ihnen Red' und Antwort von seiner Aufführung gegen Sie geben? Haben Sie nichts gesündigt, so können Sie ja ruhig seyn.

Fr. Hellm. Kurz, ich will ihn sprechen, will hören, welch ein Mißverstand, oder welche Verläumdung ihn so aufgebracht hat.

Christian. Madam, ich kann nicht wissen, was Sie mit der Verläumdung wollen; das aber weiß ich: mein Vater will Sie nicht sprechen. Er ist krank, die gestrige Aergerniß hat seine Zufälle sehr vermehrt; ich besorge, Madam, Sie werden bald nicht mehr Ursache haben, Sich über einen lästigen alten Mann zu beschweren. (ab)

Fr. Hellm. Nichtswürdiger! (Sie fällt in tiefes Nachdenken, reißt sich nach einer Weile plötzlich wieder heraus, und spricht für sich:) Warum soll ich mich über Vorwürfe grämen, die ich nicht verdiene? Mir wird unverschuldeter Weise übel begegnet, sollte ich mich zu noch mehrern Mißhandlungen zudrängen? Es ist unter der Würde des Menschen, beim Unglück trostlos zu jammern; die Unschuld bebt nie, und nie verläßt sie die Vorsehung. (Sie liest Ludwigs Billet, und beantwortet es auf der Stelle, wie folgt:)

„Ich bin nicht berechtigt, auf Sie zu zür-
„nen, weil Ihre Absicht nicht war mich zu belei-
„digen. Da mein Herz mir von keiner Seite Vor-
„würfe macht, so kann ich bei allem Argwohn
„meines Mannes, von welcher Art er seyn möch-
„te, ruhig bleiben; und wenn gleich seine gestrige

„Behandlung kränkend war, so tröstet mich doch „das Bewußtseyn, sie nicht zu verdienen.

„Sie haben nicht Ursache, mir für das zu „danken, was Ihnen in unserm Hause wider„fuhr: Ihr Vater bezahlte, und ich that meine „Pflicht. Es wird mich übrigens freuen, wenn „es Ihnen beständig wohl geht, und finde keinen „billigen Grund, der Freundschaft zu entsagen, „die ich Ihnen bisher bezeigt habe.

„Johanna Hellmann, geborne Haupt."

Indessen Frau Hellmann diese Antwort geschrieben hatte, war der Wagen angekommen, den Christian bestellt hatte. Er fuhr mit seinem Vater zu dem Hofrath Petri, und erzählte ihm unterwegs, daß schon ein Brief von Wagnern an Frau Hellmann angekommen wäre; welche Nachricht dem Alten neue Stärke in dem Vorsatz gab, seine Frau völlig zu enterben, und sie nicht mehr zu sprechen. Nachdem das Testament nach aller Form gemacht, bekräftigt, und niedergelegt war, kehrte er mit seinem Sohn Christian nach Hause, welcher beständig bei ihm blieb, und immer neuen Stoff suchte, seine üble Laune auf Frau Hellmann zu unterhalten. Dem Alten kränkte dieß freilich beständig, aber seine Krankheit wurde dadurch aufs neue, und mit ihr die Hoffnung für Christian, bald im Besitz eines schönen Vermögens zu seyn, genährt. Indessen ließ

er es an keiner äußern Sorgfalt fehlen, rufte selbst den Arzt, und nachdem er ihm, vor den Ohren seines Vaters, die ganze entehrende Geschichte, die er der Frau Hellmann aufgebürdet hatte, mit allen Zeichen der größten Betrübniß erzählt hatte, beschwor er ihn, einen so theuren Vater zu retten. Er ließ es nicht dabei bewenden, dieses alles dem Arzt bekannt zu machen; sondern so oft er auf Viertelstunden ausging, sorgte er dafür, es weiter und mit noch stärkern Zusätzen zu verbreiten; aber immer mit der Bitte, welche er auch an den Arzt gethan hatte, es nicht weiter zu sagen, weil sein lieber Vater diese öffentliche Beschämung nicht ertragen könnte. So oft er etwas so Nöthiges verrichtet hatte, eilte er wieder nach Hause, und gab dem Patienten die verordnete Medicin; bemühte sich aber den Augenblick darauf, einen Lärm im Hause anzurichten, oder etwas neues zu erfinden, welches jenen durch und durch erschütterte. Hellmann wünschte dem Bürgermeister Wagner von den verdrießlichen Vorfallenheiten Nachricht zu geben, und mit ihm abzurechnen; sein treuer Sohn aber überhob ihn der Mühe des Schreibens, und verrichtete es an seiner Stelle. Der Verlust der Wagnerischen Freundschaft nagte sowohl, als alles übrige Kränkende, an dem Herzen des Alten; es gab Augenblicke, wo es ihn reute,

so hitzig gewesen zu seyn, weil er dadurch um alle gehoffte Vortheile von dem Bürgermeister und seinen Gönnern kam.

Lautersee den 23sten August.

Die Garderobe der Frau v. Lautersee.

Fräulein Charlotte Altstein, Julie, (beide mit Arbeit.)

Lotte. Nein, Julchen! Lassen Sie mich nur erst das Alter erreichen, wo es Männern einfallen könnte, sich um mich zu bewerben; ich will ihnen schon strenge Zurückhaltung entgegen setzen.

Julie. Schön! Wir Mädchen tragen immer den besten Gewinn davon, wie es das Beispiel der tugendhaften Fräulein Sternheim lehrt.

Lotte. Wohl wahr, daß der Sternheim Tugend auszeichnend, achtungswürdig ist — Aber doch hatte eben diese Tugend sie in vieles Ungemach gestürzt, und die günstige Wendung ihres Schicksals hing doch nur an der Gefahr ihres Lebens. Ist ihr Lohn immer so wankend? —

Julie. Liebes Fräulein, Ihr Herz ist gewiß zu edel, um im Ernst mehr auf den Lohn, als auf Ihre Neigung tugendhaft zu seyn, merken zu wollen: und unter uns gesagt, ohne der Sternheim ihren Verdienst, als Heldin, abzu-

sprechen, so waren wohl mehr die Vorzüge ihres sanften, duldsamen Charakters bei andern Gelegenheiten, und der Widerstand gegen glänzende Anerbietungen des Fürsten zu bewundern, als daß sie einen Mann, wie Derby, nicht lieben konnte und wollte, der sich ihr in dem verworfensten Lichte zeigte; besonders da sie einen Seymour kannte und liebte.

Lotte. Meinen Sie nicht, es gäbe der Seymours auch heute noch? (Schalkhaft) Zum Beispiel: Herr Wagner! —

Julie. Hm! wer weiß! —

Lotte. Gestehn Sie nur, daß er Ihnen das gilt.

Julie. Und gestehn Sie nur, daß Ihnen bei Herrn von Hollmer kein Derby einfiel.

Lotte. Ich bin aufrichtiger wie Sie, und bekenne gern, daß Hollmer meinen Beifall hat, ob er gleich nicht so schön ist wie Wagner.

Julie. Wenn Sie offenherzig sind, bin ich's auch, besonders da ich nichts schlimmers zu bekennen habe, als daß ich außer Wagnern keinen andern lieben könnte.

Lotte. Sieh'st du, hab' ich dich? — Aber tadeln kann ich Sie nicht, es ist in der That ein herrlicher Junge. Nun weiß ich's doch auch, warum mein armer Cousin kein freundliches Blickchen erhaschen kann.

Julie. Ohne Wagnern würde es mir nicht ziemen, die Nachstellungen des Herrn von Lauterfee zu begünstigen. Wir müssen uns stets fremd bleiben, wenn mir meine Ehre theuer ist.

Lotte. Freilich! Wagner wird und kann Sie heirathen, und das fällt bei meinem Vetter weg.

Julie. Wer spricht von Heirathen? — Wie könnte er und ich jetzt daran denken?

Lotte. Je nun, wenn heute nicht, doch morgen. (Sie zeigt Julien ihre Arbeit.) Ach Julchen, hier sind wieder Fehler mit unter gelaufen? — Helfen Sie doch dem Uebel ab, ehe sie die Tante in Betrachtung nimmt und schilt. (Indem Julchen das Verdorbne wieder in Ordnung bringt) Gott! was mag meine arme Mutter machen! Wie sehnlich wünschte ich, sie sehn zu dürfen!

Julie (giebt ihr die Arbeit zurück) Den Faden nicht so scharf angezogen — Liebes Fräulein! — Ihre Mama macht Ihnen Kummer? Wohl ist's traurig, in ungewisser Angst um eine so gute, liebe Mutter schweben zu müssen; aber ich hoffe doch, daß Sie nun keine schlimme Nachricht von ihr mehr zu fürchten haben. Ließ sie nicht vorgestern sagen, es besserte sich? —

Lotte. Ja, wenn's nur von Bestand ist. — Ah — (Sie zieht ein Papier hervor.) — Was hübsches neues, Julchen, ein liebes Liedchen; ich fand's

auf meines Vetters Zimmer; es ist an ein Veilchen.

Julie. Ei! doch wohl dieses, das ich in Leipzig singen hörte? — Erlauben Sie. (Sie nimmt das Liedchen.) Ja, das nehmliche.

Lotte. Dann ist Ihnen auch die Weise bekannt?

Julie. So gut, als es bei meinem Gedächtniß und musikalischen Gehör möglich ist.

Lotte. Geschwind gesungen.

Julie (lächelnd) Ich will versuchen. (Sie singt, Lotte hört erst zu, nachdem begleitet sie die letzten Verse.)

Lotte. Mir ist das Liedchen viel werth.

Julie (schalkhaft) Doch weil das Veilchen für Lottchen erzogen wurde, und Herr von Hollmer auch auf diesen schönen romantischen Gedanken kommen könnte?

Lotte. — Und — Wagner und Hollmer sind die innigsten Freunde: was einer für sein Mädchen wollte, würde der andere auch wollen.

Julie. Aha! Schönes Lottchen, Sie haben's doch also aus Hollmers Augen gelesen, daß Sie von nun an sein Mädchen sind? Hm! wie blutroth Ihre Bäckchen werden!

Lotte. Böse Julie! — Ich meinte nur, wenn es so wäre — Ach! ich bin nur zu gewiß

überzeugt, daß er mich um eines andern Mädchens willen schon längst vergessen hat.

Julie. So denk' ich von Wagnern, und wir wollen uns auch im mindesten nicht darum härmen; es war alles nur Scherz, nicht wahr?—

Lotte (seufzt) — Freilich!

Julie (seufzt ebenfalls) — Auf etwas anders zu kommen: Herr von Lautersee hat, wie ich weiß, den Musenallmanach; giebt er uns diesen, so haben wir der neuen schönen Liederchen voll auf.

Lotte. O! den muß er uns geben; ich sag' ihm, daß Sie ihn darum bitten, mit Freuden wird er —

Julie (einfallend) Um's Himmels willen, liebes Fräulein, nur in meinem Namen nicht, wenn Sie mich lieben.

Lotte. Je nun, wenn Sie diesen Trumpf darauf setzen, so will ich's nicht thun, denn ich möchte gern überall zeigen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin.

Julie. Sie verschwenden Ihre Gewogenheit wenigstens an keine Undankbare.

Lotte. Wie angenehm wollten wir unsre Tage bei meiner Tante zusammen hinbringen, wenn diese nicht so arg wäre; so aber ist's kaum länger zum Aushalten.

Julie. Sie müssen Geduld haben, liebes

Lottchen! — Lassen Sie die Tante schelten; wenn die Stürme vorüber sind, lachen und scherzen wir dafür zusammen.

Lotte. Und wenn es mir nicht immer an allem fehlte. Sie wissen selbst, daß ich mir wieder verschiednes, was doch unentbehrlich ist, anschaffen sollte; aber wovon?

Julie. Wenn Sie einen kleinen Vorschuß von mir annehmen wollten, so könnten Sie Sich das Nöthigste von Leipzig bringen lassen.

Lotte. Das kann ich nicht füglich, liebe Julie; der Cousin würde mich fragen, wo ich das Geld zu den neuen Sachen hergenommen hätte, und dann böse seyn, daß ich ihn nicht darum bat.

Julie. Nun so bitten Sie ihn darum.

Lotte. Dann schilt wieder die Tante.

Julie. Daraus macht sich Herr von Lauterfee nicht viel.

Lotte. Er nicht, aber ich muß es dann bei ihr entgelten — Gott, da kommt sie.

Frau von Lauterfee. Die Vorigen.

Fr. v. Lauterfee. Was machst du hier, Lotte?

Lotte. Ich helfe Julien Flor rollen.

Fr. v. Lauterfee. Du sollst aber in den Garten gehn und Achtung geben, es werden Birnen abgenommen.

Lotte (legt den Florstreifen hin) Das hat mir niemand gesagt.

Fr. v. Lautersee. Habe ich dir's nicht sagen lassen? Habe ich mir nicht bald selbst den Hals nach dir wund geschrien?

Lotte. Julie kann mir bezeugen, daß ich nichts gehört habe, und auch niemand hier gewesen ist.

Julie. Nein, Ihr Gnaden.

Fr. v. Lautersee. Ihre Entschuldigung ist überflüssig. (Zu Lotten) Wie der Rock aussieht! Ob man dem Mädchen genug schaffen kann! Sie zieht mich noch aus.

Lotte. Dieser Rock ist ja von meiner Mutter.

Fr. v. Lautersee (schlägt sie) Naseweises Thier, raisonnir' noch von deiner Mutter, die kann dir viel geben. Wart nur, die Rede wird bald nicht mehr von der Frau Mama seyn; wenn sie nicht schon todt ist, so stirbt sie doch heut oder morgen.

Lotte (fängt heftig an zu weinen) Ach meine arme Mutter! Ich will zu ihr. (Sie will fortlaufen)

Fr. v. Lautersee (reißt sie unsanft zurück) Wo will die Närrin hin, was kann sie ihr helfen?

Lotte. Ich will aber fort, es ist meine Schuldigkeit, ich muß meine Mutter noch einmal sehn!

Fr. v. Lauterſee. Hör' einmal einer das Mädchen an! Du ſollſt nun nicht. Denkſt du, ich werde deinetwegen anſpannen laſſen?

Lotte (erbittert) Das verlang' ich nicht, ich will zu Fuße gehn.

Fr. v. Lauterſee (ſchlägt ſie) Ich will? Redeſt du von einem Willen? Soll ich mich noch ſo beſchimpfen laſſen, daß du zu Fuße nach Borne läufſt, da ich einmal das Unglück hab', deine Tante zu ſeyn?

Lotte. O! Sie ſind eine barbariſche Tante.

Fr. v. Lauterſee. Was? (Sie giebt ihr ungebührende Schimpfnamen, reißt ſie bei den Haaren, und ſchleppt ſie in ein andres Zimmer, ſtößt ſie zur Thür hinein, und ſchließt zu. Julie will Lotten aus den Händen ihrer Tante befrein, dieſe aber giebt ihr einen ſo kräftigen Stoß, daß ſie zurück prallt; ſie konnte nun nichts, als um Lotten weinen. Frau von Lauterſee kommt zurück.)

Fr. v. Lauterſee. Bekümmere Sie Sich künftig um Sich, Jungfer Julie, und unterſteh' Sie Sich nicht, drein zu kommen, wenn ich das ungerathne Mädchen züchtige. Sie weiß viel, was für Kreuz und Schande mir meine Familie macht. (ab)

Julie (weinend für ſich) O! ich wollte lieber Salz und Brod bei meiner Mutter eſſen, wenn ich wie das gute Kind wäre.

Gegen Abend.

Juliens Zimmer.

Man bringt ihr einen Brief, sie eröffnet ihn, er ist von der Schemeln.

Julie. Was hat die mir zu schreiben? (Sie liest:) „Wenn Sie diese Zeilen bei allem „Wohlsein antreffen, denn so wird es mir sehr „erfreulich seyn; was mich anlangen thut, so „bin ich, Gottlob, noch wohl gesund, doch hat „man manchen Chagrin. Ich muß Sie doch „was Neues berichten, worüber Sie sich sehr „werden verwundern: Der Herr Wagner, mit „dem Sie sind hergereist, ist vorgestern, als „den 20sten dieses, jählings bei Hellmanns aus„gezogen, bei Nacht und Nebel; und zwar weil „der alte Herr Hellmann ihn auf eine ungebühr„liche Art angetroffen hat mit seiner Frau, und „hat ihn schon vorher einmal der Sohn, der „junge Monsieur Hellmann, mit ihr so betroffen, „hats aber doch suchen cache zu halten. Hätten „Sie das gedacht von der Frau Hellmann? „Was den Studenten betrifft, so ist er noch jung „und ziemlich locker sieht er aus. Der alte „Hellmann ist sehre krank, so hat er sich gealte„rirt und sagt man, sie werden sich scheiden las„sen; die ganze Stadt ist voll und sagt man, „daß mehr Studenten justement bei dem Wagner „gewesen sind, die haben eben nicht gewust, wo

„er ist hingekommen, da hat er mit der Wirthin „in einer andern Stube gesteckt, und da ist der „Wirth dazu gekommen, und ist ein entsetzlicher „Lerm geworden, und der Wagner hat noch die „Nacht fortgemußt und die andern Studenten „haben ihn fortgeschaft. Es ist, hör ich, ein „Geschrei und Auflauf gewesen, der Zeitung „gleich.“

Hier warf Julie den Brief verächtlich weg, weil sie die Nachrichten von einem Menschen, wie ihr nun Ludwig vorkam, nicht der Mühe des Lesens werth hielt; daß es bloß geschah, um ihrem Verdruß nachzuhängen, wollte sie sich nicht gestehn. Lotte unterbrach ihn; sie war des Arrestes entlassen worden und zu ihr, der einzigen Vertrauten, geeilt. Das schlimmste war jetzt der Hunger, über den Lotte klagte. Julie ging sogleich, um etwas zu schaffen, wodurch der Noth abgeholfen würde, und in Lotten reifte indessen der Vorsatz, nach Borna zu gehn, um selbst Nachrichten von ihrer Mutter einzuziehn. Die Schöferin war ihr als eine gute Frau bekannt; denn schon oft war sie von ihr heimlich bewirthet worden, wenn die gnädige Tante, vermuthlich um ihren schlanken Wuchs nicht durch unmäßige Nahrung verderben zu lassen, ihr nicht vergönnte, sich satt zu essen; ihr also wollte sie den Antrag thun, sie zu begleiten, Julien aber

wollte sie die vorseyende Flucht hauptsächlich deswegen verschweigen, weil sie ihr selbige widerrathen möchte. Diese kam nun mit ein paar Butterschnitten zurück, mehr hatte sie nicht auftreiben können.

Unterdessen das Fräulein diese verzehrte, that sie ihr den Vorschlag, jemanden nach Borna zu schicken, wodurch sie einige Nachricht von der Frau von Altstein einziehn könnten, und offerirte die letzten drei Thaler, die sie in Kasse hätte, um sie der Kranken, welche wohl etwas zu ihrer Pflege brauchen möchte, mitzuschicken. Lotte nahm das Geld mit vielem Dank und dem Versprechen, es ihr wieder zu geben, sobald sie den Cousin Lautersee, den sie darum bitten wollte, wieder säh; sie gab nun vor, daß sie, weil die Tante Besuch hätte, und sie folglich nicht so genau beobachtete, selbst zur Schäferin laufen und diese nach Borna abfertigen wollte. Julie billigte es; doch mußte Lotte noch einige Augenblicke verziehn, weil jene ihr den Brief der Schemeln vorlas, über den sich Fräulein Altstein wundern und ärgern half, und sie wurde sogar mit böse auf Hollmern. Die Mädchen nahmen sich vor, nicht mehr an die leichtsinnigen Jungen zu denken, da ohne Zweifel einer wie der andre wäre.

Im Schäferhause.

Fräulein Altstein. Die Schäferin.

Lotte. Guten Abend, liebe Mutter Schäferin.

Schäferin. Je Fräulchen, wo kommen Sie denn her?

Lotte. Ach liebe Frau, verrath Sie mich nicht; ich kann's nicht länger bei der Tante aushalten; und meine Mutter ist auch so krank. Ich will zu ihr; du sollst mit mir gehn, liebe Mutter Schäferin.

Schäferin. Ich weiß wohl, daß es schlecht mit der Frau Mama ist, darum hat sie heut den Bothen 'rausgeschickt. — Läßt Sie denn die Frau Tante nicht hinfahren?

Lotte. Nein, und ich soll auch nicht einmal zu Fuße hin; aber ich will doch, sie soll mich nicht von meiner Pflicht abhalten. Drum mach nur Mütterchen, und geh mit mir, ich will dir den Weg schon bezahlen.

Schäferin. Ich dachte gar, von Ihnen werd' ich Bothenlohn nehmen. Kommen Sie nur 'rein, Fräulein Lottchen, ich will schon mit Ihnen gehn. Es ist recht, daß Sie Ihre Mama auf dem Krankenbette nicht verlassen wollen, denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Sie armes Kind! Ja wir wissens alle, wie's die Tante macht, und haben Sie manchmal schon beklagt.

Lotte. Aber wir wollen bald gehn.

Schäferin. Gleich, mein Herzchen; ich muß aber erst meinen Leuten Abendbrod besorgen — Da gehn Sie derweile in die Kammer, es soll Sie niemand finden; ich will Ihnen eine gute Milch zurecht machen, hernach wollen wir gleich laufen. Wir haben Mondschein, in anderthalb Stunden sind wir in Borne. Mein Mann soll uns begleiten, so ists noch sichrer.

Lotte. Ach ja, liebe, gute Mutter Schäferin.

Die gute Frau schloß Lotten in die Kammer, brachte ihr eingebrockte Milch, Butter, Käse und Brod nebst einem frischen Trunk Bier. Das junge Fräulein ließ sichs trefflich schmecken. Die ehrliche Hausmutter versorgte nun ihre Leute, trug ihnen Essen hinaus auf's Feld, und beredete ihren Mann, daß er Lotten nach Borna begleiten hülfe, welcher sich auch willig finden ließ, und seinem Knecht die Heerde empfahl. Mutter Schäferin nahm ein Töpfchen frische Butter, zwei junge Hüner und eine Mandel Eier für Frau von Altstein mit. Unterweges konnte Lottchen nicht mehr fort, weil sie zu geschwind gelaufen war; der Schäfer trug sie auf seinem Rücken bis vor das Borner Thor; man ließ die Kommenden ein, und Lotte erfuhr schon am Thore, daß ihre Mutter noch lebte, worüber sie

sich nicht wenig freute. „Frau von Altstein war sehr schwach, segnete ihre Tochter für den Beweis ihrer Liebe, und freute sich über die kleinen Geschenke der gutherzigen Schäferin, der sie mehr in der Stille als mit vielen Worten Gottes Segen dafür wünschte. Lotte schrieb hurtig an Julien, und meldete ihr, daß sie glücklich bei ihrer Mutter angelangt sey, und daß sie, die Mutter möchte leben oder sterben, nicht mehr zur Tante zurückkäme. Sie bat um Vergebung, daß sie die Flucht vor ihr verheimlicht hätte, versicherte aber, sie habe es unter andern deswegen gethan, damit Julie mit Wahrheit sagen könne, sie wisse nicht, wo sie hin wäre. Nun wollte sie dem Schäfer und seiner Frau dennoch Bothenlohn geben; diese nahmen es aber beinahe übel, und sagten, sie möchte nur ihr Geld zur Pflege der Frau Mama anwenden. Hierauf erfolgte ein rührender Abschied: die guten Landleute wünschten der Frau von Altstein baldige Wiederherstellung ihrer Gesundheit; wenn's aber Gottes Wille wär, daß sie sterben sollte, so wünschten sie ihr ein leichtes und seliges Ende; denn, sagte der Schäfer, im Grabe verschläft der Mensch alle Noth und Plage.

Julie war unruhig geworden, als Lotte nicht wieder kam; sie wäre gern selbst in's Dorf gelaufen, nach ihr zu sehn, aber Frau von Lauterse

war ihr immer im Wege. Diese lärmte wie eine Sturmglocke, und schickte allenthalben nach Lotten aus; indessen vermuthete sie, welchen Weg das Fräulein genommen hätte, und schwor, ihr und der ganzen Race zu entsagen, an welcher alle Wohlthaten verschwendet wären. Julie, welche wohl wußte, daß die Schäferin nur Verdruß haben würde, wenn die gnädige Frau erführe, daß sie Lottens Vertraute wäre, sagte nichts, als: das Fräulein sey zwar bei ihr gewesen, aber nachher weggegangen. Sie ängstigte sich die ganze Nacht durch; doch des folgenden Morgens sehr früh erhielt sie Lottens Brief, und war getröstet. Den Tag darauf meldete diese ihrer Tante der Mutter Tod, worüber Frau von Lauterse allerhand geistreiche und erbauliche Anmerkungen machte, welche sämmtlich nicht den besten Eingang zu der Biographie der Verstorbnen abgegeben hätten. Weil sie hörte, daß ihr Bruder, der Verstorbnen Gemahl und Lottens Vater, in Borna wäre, wollte sie nicht hin; überhaupt schämte sie sich der Armuth dieses Leichenbegängnisses, zu welchem sie doch auch nicht viel beitragen wollte. Da Lotte den Fehler begangen hatte, ohne Erlaubniß, oder vielmehr wider ihr Verbot, wegzugehn, so antwortete sie ihr gar nicht, sondern ließ sagen, sie möchte am Sarge ihrer Mutter Gott um Vergebung

ihrer Sünden und um Beistand bitten; denn sie hätte nichts weiter mit ihr zu thun. Sie schickte indessen doch vier Thaler, damit sie sagen konnte, sie habe das Begräbniß bezahlt.

Herr von Lauterfee blieb länger auf seiner kleinen Reise, als er geglaubt hatte, und erfuhr auch, da er wieder kam, von alle dem nichts, bis es vorbei war, sonst wäre mehr erfolgt. Julie schickte Lotten heimlich noch drei Thaler, und schrieb ihr ein zärtliches Briefchen.

Den 25sten August.

Besuch der Gräfin Eberstein in Lauterfee.

Gräfin Eberstein. Auf diese Art ist es besser, daß sie aus der Welt ist. Arm und krank zu seyn, ist ein doppeltes Elend; wohl ihr, daß sie's überstanden hat!

Fr. v. Lauterfee. Ach ja! Ich hab' ihr wohl beides so erträglich als möglich gemacht und genug gethan. Sie hatte auch ihre Fehler; besonders war sie sehr empfindlich, alles ging ihr nah, und lieber Gott, wenn man Wohlthaten anzunehmen gezwungen ist, muß man nicht so empfindlich seyn.

Gräfin. Aber es mag auch schwer seyn, so was zu ertragen. Die Frau von Altstein wurde, wie ich höre, gut erzogen, und hatte so

ein Schicksal nicht vermuthet: solchen Leuten muß es etwas Betrübtes seyn, Wohlthaten annehmen zu müssen; man kann sie nicht genug schonen.

Fr. v. Lautersee (betroffen) Ich habe sie genug geschont und genug mit ihrem ungezognen Mädchen ausgestanden; aber dafür war denn doch nie Dank. Leider muß ich sagen, daß ich nichts als Schande an meiner Familie erlebe, und alles, was ich thue, ist ihnen noch nicht hinlänglich. Mein gottloser Bruder hat alles durchgebracht; ich unterstütze die Frau, nehme das Kind zu mir, und denke noch, was recht's aus ihr zu ziehn; aber es ist alles umsonst. Denken Sie nur, liebe Gräfin, die Frechheit von dem Mädchen: Wie sie hört, daß die Mutter krank ist, will sie zu Fuße nach Borna laufen; ich sage ihr, sie soll nur warten, bis die Pferde vom Vorwerk kommen, weil ich sie wollte hinfahren lassen; nichts, sie rennt zu Fuße, bei Nacht und Nebel fort.

Gräfin. Das war nun freilich übereilt; vielleicht aber geschah es aus kindlicher Liebe, weil sie's nicht erwarten konnte, zu der kranken Mutter zu kommen.

Fr. v. Lautersee. Bewahre! glauben Sie das ja nicht; es war lauter Ungehorsam und Boßheit, damit sie über mich klagen kann,

als wollte ich ihr verwehren, ihre Mutter zu besuchen.

Gräfin. Werden Sie zum Begräbniß der Frau Schwägerin —

Fr. v. Lauterfee. Ach Gott, was soll ich da! Ich habe Geld hingeschickt, damit man sie begraben kann; denn es kommt doch alles auf mich.

Gräfin. Sie handeln immer edel, Frau von Lauterfee, und dieß Bewußtseyn muß Ihnen viel Zufriedenheit gewähren.

Fr. v. Lauterfee. Ich folge darinnen dem Befehl Gottes; und wenn ich auch Undank zum Lohn habe, es schadet nicht.

Gräfin. Sie werden doch die Fräulein Niece wieder zu Sich nehmen?

Fr. v. Lauterfee. Zwar hab' ich ihr alle Sachen, die ich ihr geschafft habe, überschickt, und ihr sagen lassen, daß ich nichts mehr von ihr wissen wollte; aber ich muß mich doch wohl wieder erbitten lassen.

Gräfin. O ja, Sie müssen das Mädchen nicht verlassen.

Fr. v. Lauterfee. Sie sagen das wohl, liebe Gräfin; aber ich denke, wenn Sie nichts als Verdruß von Ihrer Familie hätten, Sie würden's auch überdrüssig werden. Indessen sie wird zeitig genug kommen; ich muß sie doch aufneh-

men, will es auch thun, wenn sie sich nur zum Guten und zur Furcht Gottes will ziehn lassen, damit kein verworfnes Geschöpf aus ihr wird.

(Julie bringt Kaffee.)

Gräfin (da sie wieder weg war) Da haben Sie ja ein sehr artiges Kammermädchen.

Fr. v. Lautersee. Sie läßt sich auch ganz gut an; ich habe sie doch nun schon seit Ende April, und bis jetzt kann ich nicht klagen.

Gräfin. Wo haben Sie denn das Mädchen her?

Fr. v. Lautersee. Sie ist vom Lande, eine Pachters-Tochter, der die Stiefmutter sehr übel mitgespielt hat, so daß das arme Mädchen lieber dient. Wie ich nun gutmüthig bin, so nahm ich sie auf, und bis jetzt reut michs auch nicht, denn sie ist fleißig und geschickt; wenn sie nur nicht umschlägt, wie mirs immer mit den Domestiken geht, weil ich zu gut bin.

(Pastor Günther kommt.)

Willkommen, lieber Herr Pastor, willkommen. (Günther grüßt die Damen, am innigsten aber die Gräfin.) Setzen Sie Sich doch zu uns. (Er setzt sich, die Frau von Lautersee klingelt.)

Gräfin. Wie geht es Ihnen, lieber Pastor Günther?

Günther. Zu Befehl; ich freue mich, Ihr Gnaden so munter zu sehn.

(Ein Bedienter kommt.)

Frau v. Lauterſee. Noch eine Taſſe für den Herrn Paſtor.

Günther. Für mich ſage ich vielen Dank, ich komme eben davon her.

Frau v. Lauterſee. Je noch ein Täßchen. — Ach Herr Paſtor, ich muß Ihnen doch die neuen Erbauungsbücher hernach zeigen, die ich von Leipzig bekommen habe; ach ſie ſind ſehr ſchön. (Der Bediente bringt eine Taſſe.)

Günther. Ja es fehlt nicht an guten und erweckenden Religionsſchriften; doch die beſte Ausübung derſelben iſt, gut zu handeln; ich ſeh' immer gern, wenn die Leute mehr ſelbſt ausüben, als von der Ausübung des Guten leſen.

Fr. v. Lauterſee. Ja wohl, ja wohl! (Sie reicht ihm Kaffee.)

Paſtor Günther dankt; ſie zwingt's ihm auf; er nimmt und ſetzt die Taſſe vor ſich hin, ohne zu trinken.

Fr. v. Lauterſee. Nun lieber Mann, haben Sie es den Bauern, wegen des Schulgeldes für die armen Waiſen, vorgeſtellt?

Günther. Ja, gnädige Frau; allein ſie ſagen, da ſie die Wittwe und die Kinder wechſelsweis unterſtützten, ſo würde wohl die gnädige Herrſchaft an ihrem Theil auch was thun, und für den Unterricht der Kinder ſorgen.

Fr. v. Lauterſee. So? Wer kann was von mir verlangen. Thu' ich nicht ſchon genug? Geb' ich nicht der Familie freie Wohnung in dem alten Pachterhauſe? Aber ſo iſt's, alles fällt auf mich, ich ſoll für alles ſorgen; wie kann das Volk ſo frech ſeyn?

Günther. Sie meinen, weil die Stube und Kammer, die Ihr Gnaden der Wittwe eingegeben haben, Ihnen doch weiter keine Unkoſten machte, ſo würden Sie wohl ſo gnädig ſeyn —

Fr. v. Lauterſee. Weiter keine Unkoſten? Könnt' ich die Stube nicht vermiethen? nicht einen Arbeiter hineinſetzen?

Günther. Sie meinen, die Wittwe und die Kinder hätten dafür ihr Penſum zu ſpinnen.

Fr v. Lauterſee (erzürnt) Kurz, Herr Paſtor, ich gebe das Schulgeld nicht; ich will ſehn, wer mich zwingen ſoll! Wenn Sie ſo viel übrig haben, Herr Paſtor, ſo geben Sie's.

Günther (ſteht auf) Dieß war ohnehin ſchon beſchloſſen. (Er macht ein leichtes Kompliment gegen die Frau von Lauterſee, bückt ſich achtungsvoll gegen die Gräfin.)

Gräfin. Vergeſſen Sie nicht die Nachbarn zu beſuchen.

Günther. Bin ich nicht oft genug in Roſenau?

Gräfin. Immer nicht so oft, als ich's wünsche.

(Günther verbeugt sich noch einmal und geht)

Fr. v. Lauterfee (die, bis der Pastor weg war, höhnisch gelächelt hat) Wenn man sich nicht auf die Hinterfüße setzte, sie zögen einem das Fell über die Ohren. (Die Gräfin lacht.) Ja, Sie lachen; aber wenn Sie wüßten, wie jeder von meiner Güte profitirt, Sie würden mir's nicht verdenken, daß ich mich zuweilen wehre.

Gräfin. Ich mußte nur über Ihre Ausdrücke lachen.

Fr. v. Lauterfee. Der Pfarrer ist ein erzgrober Mann; was braucht er mir denn das alles zu sagen, wenn er schon beschlossen hatte, das Schulgeld für die Kinder zu geben? Er kanns auch immer thun, denn er hat Einnahme genug, und ich habe so sehr viel arme Leute auf dem Halse. Die Pfaffen sehn wohl, wo sie bleiben — Wie sind Sie denn schon so gut Freund mit ihm geworden?

Gräfin. Er war schon verschiedenemal so gut, mich zu besuchen, und ich gestehe, daß er mir recht wohl gefällt; er ist so aufrichtig, besitzt ein gutes Herz und einen lichten Kopf.

Fr. v. Lauterfee. Hm — Ich denke, Sie werden ihn wohl näher kennen lernen; Es

ist nicht viel an ihm, er kann ordentlich auffallend unartig seyn.

Gräfin. Ja, schmeicheln kann er, wie es scheint, nicht, und ich liebe solche Leute, zumal wenn es Geistliche sind. Diese entehren ihren Stand und den Zweck desselben, wenn sie sich kriechend gegen ihre adlichen Pfarrkinder betragen.

Fr. v. Lauterfee. Es ist ein Unterschied zwischen höflich seyn und kriechen; aber wir können nicht alle egal denken.

Gräfin. So ist's. (Sie steht auf.)

Fr. v. Lauterfee. Wollen Sie schon aufbrechen?

Gräfin. Ich will machen, daß ich nach Hause komme, es zieht ein Gewitter herauf.

Fr. v. Lauterfee (erschrocken) Ein Gewitter! Jesus! (Sie geht ans Fenster) Ja wahrhaftig! Nun ich verlasse mich auf Gottes Schutz, der mich ja immer so väterlich beschirmt.

Die Gräfin nahm Abschied; Frau von Lauterfee benutzte die Zeit bis zum Ausbruch des Gewitters zu einem Zank mit der Ausgeberin, eilte, sobald es das erstemal blitzte, in ihr Zimmer, klingelte, daß Julie kommen sollte, und sang dabei ein Bußlied. Julie kam: sie befahl ihr, die Uebrigen im Hause zur Beetstunde zu rufen, und sang fort. Herr von Lauterfee war

von seiner kleinen Reise zurückgekehrt, und trat eben jetzt in seiner Mutter Zimmer; sie grüßte ihn, sang wieder, klagte über das schreckliche Gewitter, sang wieder; Herr von Lauterſee lachte; sie bat ihn, in wehmüthigem Ton, nicht zu freveln, und sang. Julie kam mit noch einem Mädchen und einem kleinen Bedienten zurück; die übrigen konnte sie nicht finden, und die Ausgeberin wollte nicht kommen. Frau von Lauterſee seufzte über das verstockte Herz dieses bösen Weibes, und ordnete alles zur Betstunde. Diese Anstalten vertrieben ihren Sohn, welcher zwischen den Zähnen murmelte: c'eſt une marque de mauvaiſe foi de trembler quand il y a du bruit la haut. Die gottſelige Dame zuckte hierüber mit den Achſeln, und begann nun mit dem kleinen Häuflein ein Gewitterlied und noch ein Bußlied zu singen; dann las sie zwei Bußpsalmen und ein Gebet bei schweren Gewittern. Das Gewitter ließ nach, und mit ihm die Andacht; die beiden Domeſtiken wurden entlaſſen, Julie aber mußte da bleiben. Die gnädige Frau begann sofort das folgende Geſpräch mit ihr.

Fr. v. Lauterſee. Hat Sie wohl auf die Haube Achtung gegeben, welche die Eberſtein aufhatte?

Julie. Ja, gnädige Frau.

Fr. v. Lautersee. Sie ist ganz hübsch, aber die Närrin kleidet sie doch nicht.

Julie. Befehlen Sie, daß ich so eine nachmachen soll?

Fr. v. Lautersee. Probir' Sie's einmal; aber verkändle Sie mir Flor und Blonden nicht etwa umsonst.

Julie. Allenfalls will ich auf den Sonntag nach Rosenau gehn und die Kammerjungfer besuchen, dann bitte ich sie, daß sie mir die Haube noch einmal zeigt.

Fr. v. Lautersee. Unterstehe Sie Sichs — Damit das stolze Weib sich was drauf einbildete, daß ich Moden von ihr nähme! Kann Sie's nicht so treffen, so mag's bleiben.

Julie. Ich werde mir Mühe geben, es zu treffen.

Fr. v. Lautersee. Nun ja, dafür hab' ich Sie; Sie muß sich üben, alles machen zu können, was Sie sieht; denn umsonst werde ich Ihr den schweren Lohn nicht geben.

Julie. Ich glaub' ihn zu verdienen, denn ich arbeite, was mir möglich ist.

Fr. v. Lautersee. Nicht gleich so naseweiß Jungfer, das bitt' ich mir aus; ich muß Geduld genug mit Ihr haben, und keine hat es noch so gut bei mir gehabt. Jetzt geh Sie und mach Sie, daß morgen der Besatz fertig wird.

(Julie ab)

(Die Verwalterin kommt.)

Fr. v. Lauterſee. Guten Abend, Frau Verwalterin. Gottlob, das Gewitter iſt vorbei!

Verwalterin. Ja, Gottlob!

Fr. v. Lauterſee. Denk Sie nur, Frau Verwalterin: die Ausgeberin trotzt mir, ſpricht von Wegziehn, weil ich dahinter gekommen bin, daß ſie auf meine Koſten Kerl traktirt, und Jule ruft ſie zur Betſtunde, die Madam kommt aber nicht.

Verwalterin (lächelnd) Sie hat vielleicht andre Betſtunde zu halten.

Fr. v. Lauterſee. Das glaub' ich, das glaub' ich — Weiß Sie denn was von ihr? Sag Sie's nur; man kann nicht hinter alles kommen, wenn man keinen treuen Menſchen hat.

Hier zeigte die Verwalterin, daß ſie das Vertrauen der gnädigen Frau vollkommen verdiene; denn ſie verläumdete die Ausgeberin, und nach ihr die übrigen Domeſtiken nach Herzens Gelüſten. Zuletzt fiel die Rede auf Julien. Sie gab der Frau von Lauterſee zu verſtehn, daß der junge Herr viel Neigung für das Mädchen hätte, und ihr wohlmeinender Rath wär', eine ſo gefährliche Perſon wegzuſchaffen. Aber die Dame ſchloß ihrer Vertrauten das Herz auf, und gab ihr kund, eine Intrigue ihres Sohnes mit Julien wäre ganz nach ihrem Plan; weil es beſſer

sey, er fände eine Liebschaft in ihrem Hause, die ihn noch eine Weile vom Heirathen und vom Uebernehmen der Güter abhielte, welches eigentlich bald geschehn sollte, da er nun mündig wäre. Ihr aber sey daran gelegen, die Herrschaft noch einige Jahre zu behalten, denn ihr Sohn sey noch zu leichtsinnig und zu gutwillig. Die Verwalterin billigte diesen Plan vollkommen, versprach die Verschwiegenheit, auf welche Frau von Lautersee antrug, und bat sich zugleich, kraft der neuen Vertraulichkeit, eine Zulage an Deputat für ihren Mann aus. Dieß wurde unter der nochmaligen Vermahnung, ihr ferner alles, was in Haus und Hof vorfallen würde, treulich zu hinterbringen, und ihre Absicht mit Julien ja nicht über ihre Lippen zu bringen, bewilligt. Die Frau Verwalterin verpflichtete sich zu allem durch die kräftigsten Betheuerungen, wünschte wohl zu speisen und zu ruhn, und eilte, ihrem Manne die Nachricht des erhöhten Deputats zu bringen. Nachdem hatte sie bei der Kantorin eine kleine Verrichtung: es war ihre beste Freundin, so wär's doch eine Falschheit gewesen, ihr Juliens Bestimmung unbekannt zu lassen; aber die Kantorin versprach heilig, es nicht weiter zu bringen; würde es auch nicht gethan haben, wenn nicht die Pastor Güntherin sie noch vor Schlafengehen auf ein paar Worte zu sprechen verlangt

hätte. Aus den paar Worten wurden mehrere, eins gab das andre, es schickte sich eben, daß man von der gnädigen Frau, vom jungen Herrn, von Julien sprach, und Madam Günther, welche die letzte nicht sonderlich leiden konnte, von selbst auf die Muthmaßung kam, sie sey die Geliebte des Herrn von Lautersee. Es wär' in der That gegen die Aufrichtigkeit und Achtung gewesen, welche eine Frau Kantorin der Frau Pastorin schuldig ist, wenn sie ihr nicht hätte gestehn sollen, sie könne vortrefflich rathen; und so kam nach und nach, wieder unter der Bitte, es nicht weiter zu sagen, die Geschichte schon in den dritten Mund. Madam Günther war keine von den Ehefrauen, die alles vor ihren Männern geheim halten: treu, doch noch mit einigen freigebigen Zusätzen, referirte sie es ihm noch im Bette; aber der undankbare Ehemann polterte nach seiner gewöhnlichen aufbrausenden Art darüber, und verbot ihr, weiter kein Wort davon zu sprechen oder andern zu erzählen. Das war nun wirklich beleidigend; kein Wunder, wenn sie wieder böse wurde, und wenn ein solcher Zank entstand, der den guten Günther zuletzt nöthigte, das Bette zu verlassen und sich in sein Studierzimmer zu begeben, wo er die Nacht vollends auf dem Ruhebette zubrachte. Das hatte er nun

von seiner übeln Aufnahme unterhaltender Geschichten.

Den nehmlichen Abend nach der Frau von Lautersee Entdeckung an die Verwalterin, nach dem Essen.

Juliens Zimmer.

Julie. Herr von Lautersee. (Er wagt verliebte Scherze.)

Julie. Herr von Lautersee, ich bitte Sie zum letztenmal, verschonen Sie mich mit Ihrer Zudringlichkeit.

Hr. v. Lautersee. Va petit precieuse, ce n'est pas don serieux.

Julie. Si bien mon serieux Monsieur, que j' irai me plaindre chez Madame (Sie will gehn.)

Lautersee (hält sie zurück) Mais — was suchen Sie denn für ein andres Glück? Ist's Ihnen nicht genug, daß ich Sie liebe?

Julie. Ich suche das Glück, ein ehrliches Mädchen zu bleiben, bis ich einem Mann, wie er für mich gehört, meine Liebe und meine Hand geben kann.

Lautersee. Das steht wohl Wort für Wort in dem Roman, bei dem ich Sie gestern antraf?

Julie. Es steht Wort für Wort in dem

Begriffe, den ich von der Ehre eines jungen Mädchens habe.

Lautersee. Permettez mon enfant, que je regle votre lecture. — Ich will Ihnen was zu lesen geben, woraus Sie sehn werden, daß die Ehestandsliebe ein schaales, abgeschmacktes Nichts ist; aber — so, gleich dem kleinen schalkhaften Gott herumzuschwärmen, und süße Stunden mit einem Liebhaber zu vertändeln — (Er will sie in den Arm fassen; Julie reißt sich ziemlich ungestüm los, und in dem Augenblick klingelt die Frau Mutter. Sie eilt zu ihr. Lautersee, der nicht wußte, daß sie insgeheim seine Absicht begünstigte, begab sich ziemlich unruhig in sein Zimmer.)

Julie traf Frau von Lautersee über dem Abendgebet an. Sie las noch aus vier Büchern, sang zwei Abendlieder, und ließ sich während derselben ausziehn, indem sie zwischen jeder Strophe etwas zu tadeln hatte. Endlich legte sie sich in's Bette, und Julie nahm die Gelegenheit, ihre Klage anzubringen.

Julie. Gnädige Frau, ich weiß zwar, daß ein ehrliches Mädchen selbst wissen muß, die Anträge und Verfolgungen der Mannspersonen abzuweisen, ohne es andern zu klagen; aber wenn man dem Verfolgenden Achtung schuldig ist, und ihn durch keine Vorstellungen los werden kann, dann muß man sich nach Beistand umsehn.

Fr. v. Lauterfee. Was will die Närrin mit ihrem gezierten Umschweif?

Julie. Ihr Gnaden hinterbringen, daß mir der Herr Sohn, seit den sechs Wochen, die er bei uns ist, ohne Unterlaß mit Anträgen zusetzt.

Fr. v. Lauterfee. Schweig Sie, freche Kreatur! Wie kann Sie Sich unterfangen, mich mit so was zu unterhalten?

Julie. Ich habe gemeint, es sey meine Pflicht, es Ihr Gnaden zu melden, und dachte, ich dürfte zugleich um Ihren Schutz bitten.

Fr. v. Lauterfee. Um meinen Schutz, alberne Gans? Sie bildet sich wohl schrecklich viel ein, und will die Tugendhafte zur Unzeit machen? Es ist Ihr eine Ehre, wenn Herr von Lauterfee mit Ihr spaßt, weiß Sie das? Mir aber lohnt's der Mühe nicht, mich um so was zu bekümmern.

Julie. So bin ich genöthigt, um meine Entlassung zu bitten.

Fr. v. Lauterfee. Ach, sey Sie doch ruhig! Sie hörts ja, daß ich davon nichts wissen will.

Sie wünschte Julien ziemlich gütig gute Nacht, legte sich auf die andre Seite, sagte, daß sie schlafen wollte, und schickte sie fort; diese aber bestand des folgenden Tages auf ihren Ab-

schied und miethete eine Kalesche im Dorfe, welche sie nach Borna zu Lotten brachte. Sie half dieser alles nach dem Tode der Mutter und während ihrer Krankheit Vernachlässigte in Ordnung bringen und ihr eine ziemlich anständige Trauer machen. Beide nahmen sich nun vor, nach Leipzig zu ziehn und sich von Arbeiten zu nähren.

Neustadt den 30sten August.

Das Haus des Bürgermeister Wagners.

Herr und Madam Wagner.

Mad. Wagner. Mein Gott, wer hätte das in dem Jungen gesucht? noch so jung und macht solche gottlose Streiche!

Hr. Wagner. Wer weiß denn, wer Recht hat; er schreibt doch ganz anders. Auch weißt du, was Pastor Schön spricht; und Herr von Hollmer, bei dem er jetzt logirt, würde nicht seine Unschuld bekräftigen, und nicht mit ihm umgehn, wenn er ein so schlechter Kerl wäre.

Mad. Wagner. Ja, das ist auch ein rechter Beweis; die Kavaliere machen sich auch was aus solchen Lasterthaten!

Hr. Wagner. Lasterthaten! Galanterie ist's, weiter nichts. Ein junger Mensch, der keine Schlafmütze ist, macht wohl mitunter solche

kleine Streiche. Ich bin in meiner Jugend auch nicht der Frömmste gewesen.

Mad. Wagner. Das entschuldigt Ludwigen nicht. Noch dazu eine Ehefrau zu verführen! ach! es ist wahre Todsünde! der gottlose Junge!

Hr. Wagner. Die Hellmann ist mehr zu tadeln als er. Wenn sich eine Frau mit einem so jungen Menschen einläßt, dann fällt immer die meiste Schuld auf sie.

Mad. Wagner. Du willst ihn nur entschuldigen. Wenn sie ein so leichtsinniges Weib ist, so sollte er doch mehr Christenthum besitzen. Aber ja Christenthum! Da hätt'st du ihn nicht müssen von dem Pastor Schön, der selbst kein orthodoxer Mann ist, unterrichten lassen. Hätt'st du mir nur gefolgt, und ihn zu dem frommen Mann, dem Senior, geschickt, da wär' er ganz anders gerathen, da hätt' er auch nicht in Leipzig auf einmal eine Aversion vor's Geistlichstudiren bekommen. Ja so ist's mit dem eiteln, weltlichen Wesen, das steckt nun dem Jungen auch im Kopf.

Hr. Wagner. Kikelkakel! Komm mir nicht immer mit dem twatschen Zeug, was dir der alte Senior in den Kopf setzt — Frommer Mann! — ja schöne Frömmigkeit! Auf der Kanzel schmettert er auf die Sünder, und heim-

lich ist er der ärgste. Ich weiß am besten, was er alles thut, wenn ich reden wollte; was geht's aber mich an! Mag er doch auf sein Gewissen hinthun, was er will: nur soll er nicht immer den ehrlichen Schön lästern, weil er nicht alles auf den Teufel schiebt, und weil er das neue Berliner Gesangbuch lobt, und die allgemeine Beichte. Das macht aber, er ist ein uneigennütziger Mann, der nicht auf den Beichtgroschen erbittert ist, wie der Geier auf eine Taube.

Mad. Wagner. Das Beichtgeld gehört den Geistlichen, es ist mit zu ihrem Einkommen geschlagen.

Hr. Wagner. S' ist aber unrecht, ist noch ein Mißbrauch aus den alten Zeiten. Wenn ich also schwere Sünden begangen habe, kann mir sie der Prediger für acht oder sechzehn Groschen, oder einen Thaler vergeben, als wär' er des lieben Gottes Finanzpachter.

Mad. Wagner. Ach! sprich doch nicht so lästerlich.

Hr. Wagner. Es ist nicht lästerlich gesprochen. Das lästert Gott, daß ich dem Geistlichen die Vergebung der Sünden abkaufen muß, die er doch aus väterlicher Güte ertheilt.

Mad. Wagner. Das lernst du alles von dem Schön, der spricht immer so philosophisch.

Hr. Wagner. Ich hab's auch von ihm gelernt, und wahr befunden. Er meint, es wäre besser, wenn den Geistlichen diese Einkünfte auf eine schicklichere Art ersetzt würden, und das ließ sich wohl machen. Was Schön sagt, das will ich immer nachsprechen; denn alle verständige und vornehme Leute ästimiren ihn, und kommen von weitem her, ihn zu hören. Thu nur, was er sagt. Predigt er nicht immer von der Liebe zum Nebenmenschen, ohne die wir keine Liebe des Schöpfers beweisen können? Aber der alte Senior beneidet ihn, weil er nicht so viel Beifall hat. Nein, wenn Ludwig ein Geistlicher hätte werden wollen, anders hätte er mir auch nicht predigen müssen.

Mad. Wagner. Wollte Gott, er wär' dabei geblieben!

Hr. Wagner. Kann er doch auch ein geschickter Mann in einem weltlichen Amt werden — Hast du nicht Angst! Die Gräfin Eberstein macht ja lange keinen solchen Lärm darum. Sie schreibt: man muß ihn wählen lassen. Ich mache mir nichts draus, und hab's bloß deinethalben zugelassen. Auch dacht' ich, wer weiß, kann er nicht einmal General-Superintendent und Ober-Consistorialrath werden! Wenn auch der Graf D... stirbt, hat doch die Gräfin Eberstein auch viel Kredit.

Mad. Wagner. Nun drum eben.

Hr. Wagner. Da es nun aber nicht ist, so kann er auf einem andern Weg ein großer Mann, kann Minister werden — Ja Minister! Das wird auch geschehn, denn er hat so was Großes und Vornehmes in seinem Wesen. Ich will nichts an ihm sparen, er soll mir Ehre machen. Was mach' ich mir draus, daß er da eine kleine Kurtesie mit dem alten Hellmann seiner Frau gehabt hat, und daß er da ausgezogen ist! Logirt er doch mit einem Edelmann zusammen.

Mad. Wagner. Freilich, wenn du nur wüßtest, daß er Minister würde, so möcht' er deinethalben noch was Aergers begehn! Und als wenn er's dadurch würde, daß du es haben willst!

Hr. Wagner. Wenn er aber etwa dazu bestimmt ist? — Und ich glaub's immer — Siehst du, wenn das wäre — denn seiner Bestimmung kann man nicht entgehn — so wär' er dir Minister geworden, wenn er auch schon siebenzigmal gepredigt hätte. Und 's ist immer besser, er wird nicht erst Pfarr, und hernach Minister; sonst wendet er seine Gewalt an, so mitunter ein wenig zu päpsteln. Kurz, es ist alles gut, und wird gut werden. Laß das Gepimple seyn, und wart, bis Pastor Schön kommt, der wird andre Nachrichten bringen, und damit Holla! — (Er steht

auf, klopft die Pfeife aus, und macht sich zum Ausgehn fertig.) Ich will auf eine Stunde ausgehn, wenn jemand kommt, so behalt ihn zum Abendessen, laß eine Erdbeer-Kalteschale machen, die Forellen sieden, und die Schnepfen nebst der wilden Ente braten, Eingemachtes dazu, und Sallat. (Er geht.)

Mad. Wagner (allein) Ach Gott! Gott! was wird noch aus dem Knaben werden! Herr, gedenke nicht meiner Sünden, und laß ihn doch gerathen! Ich will nur sehn, was mir die Gräfin antworten wird — ob ich nicht lieber — (Der Senior kommt.) Ach! schönen guten Abend, allerliebster Herr Senior! (Nach der gegenseitigen Begrüßung.) Nun das freut mich ja von Herzen! Sie kommen recht wie gerufen, recht als ein Engel, mich in meiner Betrübniß zu trösten: es sind Briefe von Leipzig eingelaufen, schlechte Nachrichten von Ludwig!

Senior. Ei, das beklage ich ja von Herzen. Ich hab' es schon von weitem gehört; er ist umgekehrt, Baalim nach, und will kein Diener des Worts werden. Aber es wundert mich nicht; denn nach dem Unterricht, den er genossen — (Mit dem Finger drohend) Die da hängen an der schädlichen Philosophia, und weder kalt noch warm sind, haben ihn zugerichtet ein Werkzeug des Verderbens. Aber der Herr wird sie aus-

speien aus seinem Munde; es heißt: wehe dem, der dieser Kleinsten einen ärgert!

Mad. Wagner (weint) Mir rechnen Sie's nicht zu, allerbester Herr Senior. Wenn's nach meinem Willen gegangen wär', so hätte Ludwig keinen andern Unterricht bekommen als den Ihrigen, wenn Sie Sich mit ihm hätten bemühn wollen; aber gewisse vornehme Leute hatten meinem Mann zugeredet, daß er ihn dem Pastor Schön geben sollte, und auch seine Frau Pathe, die Gräfin Eberstein.

Senior. Ich rechne es Ihnen auch nicht zu, liebe Frau Bürgermeistern! Ich weiß wohl, Ihr Mann macht's den vornehmen Weltmenschen nach, denen ich demüthiger Knecht Gottes nicht anstehe, und hängt an dem eiteln Manne, dem Schön. Nun Gott bekehre ihn! Lassen Sie es nur seyn, können Sie doch in einem weltlichen Stande auch Freude an ihm erleben. Es ist nur Schade um die schönen silbernen Leuchter, und so manchen fetten Braten, welches alles gewiß der Verführer, der Schön, von Ihrem guten Herzen wird genossen haben, damit er Ihren Sohn zu einem willigen Rüstzeug der Kirche Gottes zurichten möchte.

Mad. Wagner. Nein, was das betrifft, so muß ich wohl die Wahrheit sagen: er hat

auch nicht das Geringste genommen, und war böse, wenn ich ihm was schickte.

Senior. Es ist kein Wunder; da er im eheloſen Stande lebt, bedarf er nicht viel in die Küche: aber die Leuchter, die haben ihm besser gefallen.

Mad. Wagner. Auch die wollt' er nicht annehmen, mein Mann hat sie ihm aufgedrungen; man muß von allen die Wahrheit sagen. Er meinte immer, Ludwigs Fähigkeit und herrliche Anlagen lohnten ihm die Mühe des Unterrichts reichlich genug.

Senior. Verstellte Uneigennützigkeit, Stolz! Man soll ihn für einen großmüthigen Mann halten. Wer weiß, was ihm der Herr Bürgermeister noch ohne Ihr Wissen zugesteckt hat, und es heimlich hielt!

Mad. Wagner. Möchte doch das alles seyn, wie es will, wenn nur Ludwig kein solcher leichtsinniger, unchristlicher Mensch wäre! Sie sagen wohl alle, er ist in vielen Stücken geschickt; aber was hilft das, wenn er böse und gottlos ist! (Sie holt aus einem Seitenzimmer Kuchen, Wein und Obst.) Darf ich offeriren, mein lieber Herr Senior?

Senior. Nun ich genieße wohl etwas, denn ich habe mich ermattet, indem ich einige Kranke besuchte.

Mad. Wagner. Gewiß auch den armen Weber? Der bedarf wohl Trost. Wie ich von meiner Köchin hörte, die ihm heute Mittag das bißchen Essen hintrug, wird er's wohl nicht lange mehr machen.

Senior. Das kommt mir nicht zu, Frau Bürgermeisterin, sondern dem Nachmittagsprediger, auch allenfalls dem Schön.

Mad. Wagner. Der besucht ihn wohl auch, wie ich höre, fleißig; ich dachte nur, Sie wären auch da gewesen, weil er doch Ihr Beichtkind ist.

Senior. Ich habe mit der alten Dame und den übrigen vornehmen Kranken genug zu thun; solch armes Volk, wie der Weber, ist auch so verstockt, es lohnt der Mühe nicht bei ihnen; man ärgert sich nur, und richtet doch nichts aus. Wenn er die Kommunion verlangt, werden sie mich wohl rufen müssen, sonst wollte ich sie ihre Gottlosigkeit schon fühlen lassen.

Mad. Wagner. Lieber Herr Senior, ich muß Ihnen nur mein ganzes Herz ausschütten. Daß mein Sohn nicht Prediger werden will, ist's nicht allein, was mir auf dem Herzen liegt: wir haben letzt einen Brief von Leipzig bekommen, worüber ich herzlich betrübt bin; Sie werden erstaunen, wie leicht die Jugend zu verführen ist. (Sie holt Christians Brief, der Senior liest ihn laut.)

„Da mein Vater zu krank ist, um selbst zu „schreiben, so thue ich es im Namen seiner, ver„meldend, daß es dem Herrn Sohn gefallen hat, „gestern Abend, fast bei nachtschlafender Zeit, „das Quartier zu räumen, und zwar aus dem „Grunde, weil mein Vater seine üble Konduite „mit meiner Stiefmutter, da er sie selbst betrof„fen, nicht hat leiden wollen. Der Lärm und „Verdruß, den mein armer Vater deshalb aus„gestanden, ist so groß, daß er erkrankt ist, und „das Bette hüten muß; will wünschen und hof„fen, daß es nicht üble Folgen haben mag. Der„selbe, mein Vater, vermeldet durch mich sein „vielmaliges Kompliment, und bittet, ihm die„ses nicht zuzurechnen, indem er es an keiner „Vermahnung, die zu seiner Prosperite' dienlich „wäre, habe ermangeln lassen. Folgt anbei „Berechnung des noch Restirenden; bitte freund„schaftlich, solches mit umlaufender Post zu be„richtigen, worüber Quittung schuldigst erfolgen „soll. Verbleibend

Dero

schuldigster Diener

Christian Heilmann

Handlungs-Bedienter."

Mad. Wagner. Sehn Sie nur!

Senior (mit schadenfrohem Gelächter) Das sind die Früchte der philosophischen Erzie-

hung — Und was sagt nun der weise Herr Schön?

Mad. Wagner. Er glaubt es nicht, sagt, es wäre nicht möglich, daß Ludwig auf einmal so ausgeartet seyn könne, oder die Hellmann müßte ihn verführe haben; darum ist er selbst nach Leipzig gereist, sich der Sache zu erkundigen.

Senior. Er wird's wohl zu bemänteln suchen.

Mad. Wagner. Hier ist auch der Brief von Ludwig, und von einem gewissen Herrn von Hollmer, bei dem er nun wohnt; die stellen die Sache ganz anders vor. Wollen Sie diese auch lesen?

Senior. Was soll ich? Ich glaube wohl, daß es nicht an Ausreden fehlen wird.

(Herr Wagner und Pastor Schön treten ein.)

Hr. Wagner. Nu, Frau, da bring' ich meinen lieben Pastor. — Gehorsamer Diener, Herr Senior, seyn Sie willkommen! — Siehst du, Frau, es ist alles erlogen mit Ludwigen. Erzählen Sie hurtig, Herr Pastor, daß sie einmal aufhört zu lamentiren.

Mad. Wagner. Sie sind so geschwind von Leipzig wieder da? Bringen Sie uns wirklich gute Nachricht?

Past. Schön. Ganz gewiß. Ihr Sohn

ist nichts weniger als der leichtsinnige Mensch, den der hintergangne Hellmann argwohnt, und die Hellmann, die ich selbst kennen gelernt, ist das trefflichste Weib; ich habe mich recht gefreut, an ihr die Tochter eines Mannes, den ich noch als Knabe schätzen lernte, zu finden — Sie sollen ja den Pastor Haupt in Dornburg auch gekannt haben, Herr Senior!

Senior. Dessen Tochter ist sie? O! ja, ich hab' ihn gekannt. Es war ein Mann, den ich nicht selig preißen, auch nicht verdammen mag: er war ein paarmal hart dran beim Consistorio, und blieb auch deshalb auf seiner elenden Pfarre sitzen. Der Mann hat dem wohlseligen Superintendent zu Leipzig viel Aergerniß gemacht.

Past. Schön. Es war einer der würdigsten Menschen, die ich gekannt habe, den man aber verkannte — Doch das gehört nicht hieher; die Rede ist jetzt von seiner Tochter, (sich an die Bürgermeisterin wendend) die so rechtschaffen ist, wie die Tochter eines solchen Vaters nur seyn kann, und den leisesten Gedanken an ein solches Vergehn, als ihr boßhafter Stiefsohn ihr Schuld giebt, verabscheun würde. Die gute Frau leidet viel, aber sie duldet's mit standhafter Würde.

Mad. Wagner. Ach! Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen! Also ist sie unschuldig, und Ludwig auch? Aber warum ist er denn so

geschwind, und bei Nacht und Nebel ausgezogen, und was hat denn Anlaß zu dem Argwohn gegeben?

Schön. Dieß zu erzählen, wäre jetzt zu weitläuftig — eine Kleinigkeit, viel vorhergegangene Verläumdungen vom jungen Hellmann. Daß Ludwig aus diesem Hause weg ist, lassen Sie Sich nicht reuen. Der junge Edelmann, mit dem er jetzt zusammen logirt, ist ein gesitteter Mensch, ordentlich, moralisch. Nein, Sie haben nichts zu besorgen; auf übeln Wegen gehn, wie es scheint, diese beiden Jünglinge nicht. Ich habe gefunden, daß Herr von Hollmer ein wenig zur Schwärmerei geneigt ist, und unsern Ludwig mit ansteckt; aber es ist so eine Art Schwärmerei, die ich an Leuten von dem Alter wohl leiden mag; sie fallen dabei nicht leicht in rohe Ausschweifungen, und ihre Empfindelei läßt sich, wenn reifere Jahre dazu kommen, wieder wegsatirisiren, oder legt sich von selbst. Freilich ist es oft Beweis eines schwachen Gemüths, welches leicht auch zu andern Rollen zu stimmen ist; aber wenigstens erwarte ich das nicht von Ludwig. Sonst ist er noch mit etlichen jungen Leuten im Umgange, die viel Verstand haben; sie appliciren sich zusammen auf verschiedne sehr nützliche und schöne Wissenschaften; da ist also gar nichts ein-

zuwenden, und ich bin mit Ludwigs Fleiße vollkommen zufrieden gewesen.

Mad. Wagner. Aber haben Sie ihn nicht wieder zur Theologie bekehrt?

Schön. Lassen Sie ihn doch nach seiner Neigung wählen.

Hr. Wagner. Laß ihn doch! Mein Gott, thu doch nicht, als wenn die Welt unterginge, wenn er kein Geistlicher wird.

Senior (welcher während Schön erzählt, durch hämische höhnische, und mitleidige Mienen zeigte, daß er nichts davon weder glaubte, noch billigte) Ehe er ein unwürdiger Diener des Worts werden sollte, ist's besser, er bleibt davon.

Schön (dem Senior scharf ins Auge blickend mit nachdrücklichem Tone) Das sag' ich auch.

Mad. Wagner. Also ist doch gewiß alles nicht wahr?

Hr. Wagner. Du hörst's ja. — Um Gotteswillen, denkst du denn, daß Pastor Schön lügen wird. — Mein Herr Senior! Sie wollen doch nicht Anstalt zum Aufbruch machen? Nein, Sie müssen uns diesen Abend schenken, und Sie auch, lieber Schön.

Senior. Wenn Sie es so haben wollen, so bleibe ich, da ich eben heut Abend keine Abhaltung habe.

Schön. Und ich verspreche Ihnen wieder

zu kommen; lassen Sie mich nur erst meinen armen Weber besuchen, dem ich eine kleine Erquikkung, und eine vortreffliche Medicin mitbringe. Es sollte mich freu'n, wenn der Mann seiner Familie wieder geschenkt würde.

Hr. Wagner. Ei was! Das kann bleiben bis morgen.

Schön. Man muß nie auf morgen lassen, was man heut thun kann. Wie leicht könnte mein Weber die Nacht sterben! und dann hätte ich ihm die kleine Hülfe nicht geleistet. — Frau Bürgermeisterin, bald hätte ich vergessen (langt sein Portefeuille hervor, und nimmt ein Billet heraus) — von der Gräfin. — Ich war auf ein paar Stunden bei ihr in Rosenau: mehr hiervon, wenn ich wieder komme. (ab)

Der Bürgermeister führte den Senior in den Garten, und Madam Wagner las den Brief der Gräfin, welche in wenig Zeilen das bestätigte, was Pastor Schön gesagt hatte. Sie ging getröstet in ihre Küche, und beide Eheleute bewirtheten ihre Gäste diesen Abend aufs beste. Der Senior war bei dem guten Souper und herrlichen Wein sogar Anfangs gegen Pastor Schön gütig, und hatte mit ihm die beste Hoffnung von Ludwigen; nur am Ende der Mahlzeit erhob sich zwischen den beiden Geistlichen ein kleiner Streit.

Eine Skitze der Unterhaltung bei Tische *).

Senior (zu Pastor Schön) Haben Sie einen der Herren Geistlichen in Leipzig gesprochen?

Schön. Ich hatte nicht Zeit dazu, obwohl ich mir vorgenommen hatte, wenigstens Zollikofern zu besuchen.

Senior. Ei! ei! Warum eben diesen Mann aus einer fremden Kirche?

Schön. Mir ist keine Kirche fremd, in der man den Zweck der Gottesverehrung hat; und ein Mann, wie Zollikofer, könnte die Religion bei jeder nur denklichen Partei lehren, ohne daß es mich abschrecken sollte, seine Verdienste anzuerkennen und zu verehren.

Senior. Je ja, als ein moralischer Lehrer ist er recht gut.

Schön. Und als guter Moralist doppelt schätzbarer Prediger. — Der Herr Senior werden zugeben, daß wir — fast nur auf diese Art nützlich seyn können, daß reine und faßliche Moral der Sinn der Religion ist, daß wir jene nicht von dieser trennen können, ohne ihr allen Nutzen zu benehmen.

Senior. Herr Pastor! Herr Pastor! Wollten Sie dieses vor dem Consistorio behaupten?

*) Man besinne sich, daß dieses Gespräch im Jahr 1780 gehalten worden.

Schön. Vollkommen — und ich kann gar nicht glauben, daß Sie darinnen andrer Meinung seyn sollten.

Senior. Ich gebe zu, daß ein Christ verbunden ist, sittliche Tugenden auszuüben; aber nimmermehr werde ich eingestehn, daß Moral der einzige Sinn der christlichen Religion sey, da es allein der Glaube an Christum, und das Hinschau'n auf ihn ist.

Schön. Auf ihn schaue ich eben hin, wenn ich meinen Satz behaupte; denn war er nicht ohne Unterlaß bemüht, die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden zu empfehlen? war nicht seine Lehre ein Inbegriff dieser Tugenden? und empfahl er nicht beständig allgemeine Liebe, wodurch sie allein wirksam werden? Moral in dem Verstande, wie Zollikofer sie vorträgt, und Christus sie predigte, ist das pflichtmäßige Verhalten jedes Einzelnen gegen den Nebenmenschen. Wenn wir dieses unsern Gemeinden eingeprägt haben, dann sind sie gute Christen, und jeder ist für sich selbst gesichert. Es ist leichter, Herr Senior, die Geheimnisse der Religion vorzutragen, die der Zuhörer anstarrt und nicht begreift, auch darum, daß er sie nicht begreift, nichts schlechter ist — als die Herzen für das Gebot der allgemeinen Liebe und Pflichterfüllung empfänglich zu machen, welches wir schon in der Kinderlehre, wo wir noch

weiche Seelen vor uns haben, vorzüglich thun sollten. Würde ich vor dem Consistorio dieser Meinung wegen zur Rede gestellt, so könnte ich mich zunächst auf den Erlöser, und dann auf Paulum berufen. Sie wissen, daß er sagt: Könnte ich weissagen, und mit Engelzungen reden, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

(Madam Wagner hört sehr aufmerksam zu.)

Senior. Es ist hier nicht der Ort, über solche wichtige Materien zu disputiren.

Schön. Auch wollte ich Ihnen nur antworten, und hoffe, wir sind einig in dem, was ich sagte.

Der Bürgermeister (erbricht eine frische Bouteille Champagner, und gießt beiden Herren ein) Lieber trinken, als disputiren — Nu, Herr Senior, was wir lieben, weil doch von der Liebe die Rede war. (Sie stoßen an und trinken.)

Senior (nachdem er getrunken) Obwohl dieses Sprüchlein bloß auf Frauenliebe zielt, so will ich mich doch bei einem fröhlichen Mahle nicht zur Unzeit mürrisch finden lassen, sondern voraussetzen, daß wir alle die christliche Liebe meinen; denn davon sprach ja mein Herr Amtsbruder eigentlich.

Schön. Es giebt nichts, worauf ich lieber Bescheid thäte.

Senior. Sehr schön; aber man muß eins thun, und das andre nicht lassen, so pflege ich's zu halten — Mein geistlicher Wahlspruch ist: Glaube und Liebe. Denn Glauben an das Wort, suche ich bei meinen Zuhörern lebendig zu erhalten; aus ihm muß die Liebe fließen.

Schön. Ich möchte Ihnen nicht gern verdächtig scheinen, Herr Senior — Aber wahrhaftig, ich muß Ihren Satz umkehren — Der Glaube fließt offenbar aus der Liebe — Paulus selbst sagt: der erste sey nur durch die andre thätig.

Senior. Er verwirft aber die Werke, die nicht aus dem Glauben kommen.

Schön. Sagt aber auch, der Glaube sey nicht jedem möglich, und das ist wahr; folglich muß man eine Sache, die allgemeiner werden kann, die selbst die Natur lehrt und verlangt, wie es das Gebot der Liebe ist, am meisten anzubaun und zu veredeln suchen. Der Glaube ist etwas so vieldeutiges, so unbestimmtes, hängt so ganz von dem Eigensinn der Vernunft ab, daß er sich durchaus nicht einpredigen läßt; aber die Bruderliebe, die Grundlage reiner Sittenlehre, ist einfach, faßt nichts getheiltes, nichts zweideutiges in sich, bewirkt allenthalben Gutes, und hat's allein mit dem Herzen zu thun. Wie glücklich wären wir Prediger, wie glücklich unsre Gemeinden, wenn wir diese durch unsre Bemü-

hungen so gut machen könnten, als es Menschenherzen zu werden fähig sind, wenn Erziehung und Beispiele einander hierzu die Hand böten! Wir dürften dann um mehr oder weniger Glauben nicht mit ihnen eifern.

Senior. Sie sind ein allzunachsichtiger Toleranz-Prediger, Herr Pastor!

Schön. Wollten Sie es nicht seyn?

Senior. Wenigstens nicht so ganz, wie man es zum Beispiel in Berlin ist, wo ein Spalding und andre in ihren Predigten die Lehre Christi so philosophisch behandeln, daß, wenn Luther aufstehn und zuhören sollte, er sie nicht für Prediger des Evangelii, welches er der Welt gereinigt und ächt bekannt machte, halten sollte.

Schön. Luther, dieses Wunder eines ganz blinden Jahrhunderts, war der Vater aller Aufklärung in der Religion der Christen; er leistete, was zu seinen Zeiten unmöglich schien; seitdem ist — durch den gesegneten Anfang, den er machte, die Vernunft immer weiter vorgerückt; wenn er zu unsern Zeiten lebte, so würde sein heller Kopf jedes Vorurtheil, das er zum Theil damals nicht völlig bestreiten konnte, zum Theil selbst noch nicht verlassen hatte, gewiß eben so muthig und öffentlich angreifen, als er damals alles, was seiner Vernunft als falsch entgegen leuchtete, bestritt — Spalding und andre würdige

Männer thun, meines Erachtens, der Lehre des Erlösers keinen Schaden; vielmehr suchen sie diese Lehre aus so mancher Emballage, die ihre Liebenswürdigkeit und Weisheit verbirgt, zu enthüllen, und reichen sie nun dem Nachdenken ihrer Zuhörer in ihrer Reinigkeit dar.

Senior. Dem Nachdenken ihrer Zuhörer! Ja leider, man überläßt jetzt die ganze Religion — besonders in Berlin, dem Nachdenken, Drehn, Deuteln und Verwerfen der Menschen; alle Pressen sind voll ruchloser Schriften, die hierzu Vorschub thun. Die Früchte davon liegen am Tage — bald wird kein Christenthum mehr seyn. Ach! es sollte jeder mit mir wünschen, daß diesem Unwesen Einhalt geschehen, und diese schädlichen Schriften möchten verboten werden! Es ist höchst sündlich, eine so allgemeine Druckfreiheit zu verstatten.

D. Bürgermeister (schenkt ein) Trinken Sie, meine Herren; beim Glase Wein entscheidet sich so was am besten.

Schön (lächelnd) Nicht allemal. (Sie trinken). — Ich bin darinnen völlig einig mit Ihnen, Herr Senior, daß der Vortrag und die Ausübung der Religion fast zu lau in Berlin ist, daß man ihr da mehr von ihrem Ernst nimmt, als man verantworten kann. Vielleicht wird mit der Zeit der allgemeine Schaden, der dadurch

entstehn kann, erwogen, und der fast unterliegenden Sache wieder aufgeholfen. Eine zu weit greifende Aufklärung — um in der Geschwindigkeit dieses Wort beizubehalten — ist dem Volksstande überall schädlich — weh uns, wenn die Zügel der väterlichen Religion ihn nicht mehr regieren! Er muß Ehrfurcht für sie behalten, und nichts muß sinken, was diese unterstützen kann. Man nenne z. B. immerhin die Kirchenzeremonien den Flitterstaat der Religion; ich werde doch behaupten, daß sie ihr nicht benommen werden dürfen. Die Sinnlichkeit wirkt nun einmal überall mit; bei dem Gottesdienst wird sie durch jene, von unsern Vätern eingeführten Feierlichkeiten gefesselt, und öffnet der Andacht die Herzen, da hingegen eine zu einfache, zu trockne Behandlung desselben einschläfert, und das Herz fühllos läßt. Ich wollte also, daß jede Feierlichkeit, die nicht von der Art ist, daß sie die Kirche einem Schauspielhause ähnlich macht, sondern Ernst und Würde hat, in unsern Gotteshäusern beibehalten würde; ja, ich wünsche für das Ganze aufrichtig, unsre Glaubenslehre unangefochten von einer Generation auf die andre forterben zu sehn — Aber eben so sehr wünsche ich auch, daß der menschlichen Vernunft die Freiheit zu prüfen nie erschwert werden möge, weil es nach meiner Ueberzeugung einer Sache weit nachtheiliger ist,

wenn man alles, was die Bekanntschaft mit ihrem eigentlichen Wesen zuwege bringen könnte, unzugänglich macht, als wenn die Untersuchung jedem vergönnt ist. Der Himmel verhüte, daß jene Zeiten nicht wieder zurückkommen, wo der Gewissenszwang so viel Böses stiftete! Ich habe gesagt, daß neue Schärfung der Religion in Berlin heilsam wäre; wünsche aber zugleich, daß man damit nicht über die Schranken der Billigkeit, und selbst der Klugheit hinausgehn möchte, wie es leicht geschehn könnte, da man gemeiniglich bei dergleichen Neuerungen eben wieder auf's Uebertriebene fällt, und dadurch der Sache Schaden thut. Am wenigsten würde ich es für wohl gethan halten, wenn je die Preßfreiheit wieder sollte eingeschränkt werden. Wäre ich ein Fürst, ich ließe nie zu, daß der Druck irgend eines Buchs verboten würde, so gefährlich es auch schien; ich würde ihm bloß deswegen nicht verbieten, weil ich den Werth des Buchs durch die Freiheit, es lesen zu können, verringerte, welcher hingegen durch's Verbot nur erhöht wird. Eine Schrift gegen Religion und Gesetze, eine Schmähschrift, wird, wenn ihr Verkauf erlaubt ist, vielleicht wenig und mit Mißfallen gelesen: im Gegentheil ringt jeder darnach, ein Werk kennen zu lernen, welches als gefährlich verboten wird; die Verfolgung, die es leidet, giebt ihm ein anlok-

kendes Interesse, und man ist geneigt, den Verfasser für einen Märtyrer der Wahrheit zu halten.

Der Senior hatte während dieser langen Rede unvermerkt etliche Gläser geleert, und war eingeschlafen. Der Leser überschlägt sie vielleicht, damit es ihm nicht eben so gehn möge.

Reinsdorf den 31sten August.

Madam Weißenberg. Caroline Weißenberg.

(Caroline war zum Besuch da.)

Mad. Weißenberg (tritt mit einem Brief in der Hand ins Zimmer) Ha dieu! voici des belles histoires de votre soeur.

Caroline. Gott, was ist vorgefallen! (Sie liest den Brief, legt ihn auf den Tisch, faltet die Hände und schweigt.)

Mad. Weißenberg. A présent voiez (Sie nimmt den Brief weg, und steckt ihn ein) il faut taire cette mauvaise nouvelle à votre pere.

Caroline. Nein, wir müssen es ihm durchaus sagen, so nahe mir es geht; denn, wie die Dame da verlangt, meine Schwester durch die Polizey wegbringen zu lassen — dieß würde ihm noch schmerzhafter seyn; er wird sie lieber selbst abholen.

Mad. Weißenberg. Quand elle mérite d'être traitée come une coureuse pourquoi la ménager?

Caroline. Aber uns und meinen Vater wollen wir schonen. Ich will sogleich selbst nach ihm laufen.

Mad. Weißenberg. Quelle idée! Wer weiß, wo sie ist, ob auf das andre Gut oder in ein Vorwerk? — Laissez — mais lisez moi la lettre encore une foi.

Caroline (nimmt den Brief) Wer hat ihn denn gebracht?

Mad. Weißenberg. Ein Expreß, directement à moi.

Caroline las:

„Wertheste Madam Weißenberg!

„Ich muß Sie doch benachrichtigen, wo Ihre „Mamsell Tochter ist, von der Sie den Aufent„halt nicht wissen sollen. Sie ist vor ohngefähr „vier Monaten in Leipzig angelangt, und da „hatte sie sich an eine Frau gewendet, welche „Domestiken recommandirt. Da ich nun just eine „Jungfer brauchte, und sie mir vorgeschlagen „wurde, so nahm ich sie, in Hoffnung, weil sie „noch jung ist, was aus ihr zu ziehn; wiewohl „es mir nicht sonderlich gefiel, daß sie so sehr „übel von Ihnen sprach.“

Mad. Weißenberg. Ha cette infame! — je crois bien Continuez, ma chere.

Caroline (überschlägt und stockt, Madam Weißenberg wird böse und ruft den Wirthschaftsschreiber, der eben vorbei ging und ihr den Brief schon einmal vorgelesen hatte.)

Mad. Weißenberg. Les Sie noch einmal. (Der Brief wird abermals gelesen.)

Caroline (weint.) Ich muß — —

Mad. Weißenberg. Sie hat gelesbis an elle a mal parlé de moi, übel gesprochen von mir.

Wirthschaftsschreiber. Aha — (sucht) „von Ihnen sprach, da ich doch gewiß weiß, daß „Sie das böse Mädchen zu allem Guten angehal„ten haben."

Mad. Weißenberg. Jk hab auch — Il faut que cette Dame aie bien de jugement.

Wirthschaftsschr. (liest weiter) „Ich „habe englische Geduld mit ihr gehabt, indem „ich glaubte, sie würde sich noch ziehn lassen, und „gedachte, sie Ihnen, wenn sie sich gebessert hät„te, wieder zuzuschicken."

Mad. Weißenberg. Ha la bonne Dame!

Wirthschaftsschreiber (liest) „und „ihr Vergebung bei Ihnen auszuwirken; aber „sie hat sich sehr auf die schlechte Seite ge„legt, hat mir endlich, da ich ihre Liederlichkeit

„nicht länger leiden wollte, auf die frechste Weise „den Dienst aufgesagt"

Mad. Weißenberg. Quelle effronterie! mais voila ma revanche.

Wirthschaftsschr. (liest) „und mir noch „eine Niece, ein junges Mädchen von vierzehn „Jahren, dazu verführt."

Mad. Weißenberg. Voiez cette malheureuse. Ha Dieu que je plains la bonne et respectable Dame! — A present que pourra dire Mons. son pere qui l'a gatée?

Caroline. Mon pere ne l' a pas gatée, ne dites pas cela.

Mad. Weißenberg. Taisez vous! je ne le saurai pas mieux, moi qui a vu cela tous les jours?

Wirthschaftsschreiber (liest) „Ich „höre, sie will sich in Leipzig für sich setzen, „und berichte Ihnen solches; Sie werden wohl „Ihre Maßregeln nehmen. Mein Rath wäre, „Sie schrieben an den Leipziger Magistrat, und „bäten, daß sie aufgesucht und transportirt „würde; sonst möchte sie wohl schwerlich kommen, sondern Ihnen viel Schande machen."

Mad. Weißenb. Elle a raison.

Caroline. Um Gottes willen nicht, Mein Vater wird sie schon abholen.

M. Weißenb. Laisez faire. Finissez Monsieur.

Wirthschaftsschreiber (liest) „Wenn

„Sie dieß thun, und mir den Brief schicken wol„len, so will ich ihn besorgen; nur bitt' ich mir aus, „daß mein Name nicht genannt wird.“ —

Der Wirthschaftsschreiber warf den Brief zurück, und sagte ganz verdrießlich, daß dieses Julien nicht ähnlich sähe, vereinigte sich mit Carolinen zu bitten, daß Herr Weißenberg schleunig von der Sache benachrichtigt würde. Madam Weißenberg gab es zum Schein zu. Der Wirthschaftsschreiber ritt selbst nach dem guten Mann, welcher eine Meile von Reinsberg war. Unterdessen ließ Madam heimlich vom Schulmeister an den Magistrat und an Frau von Lautersee schreiben, und fertigte den Bothen ab, welchem sie ein gutes Douceur gab, damit er eilen sollte. Die Nachricht, daß Julie übel von ihr gesprochen, wiewohl sie es nicht gethan, sondern Frau von Lautersee nur die ohngefähren Umstände durch die Schemeln erfahren hatte, brachte sie so auf, daß ihrer Rache jetzt nichts erwünschter war, als sie durch Veranstaltung der Polizey von Leipzig wegbringen zu lassen. Sie verstellte sich zu diesem Ende gegen Carolinen, und that als billigte sie's, daß Herr Weißenberg sich selbst nach Leipzig begäbe, damit sie dadurch die allzu große Eile seiner Reise verhindern möchte, und der Fußbothe etwas Vorsprung gewönne. Und wenn er denn auch nur so viel ausrichtete,

ehe ihr Mann ankäme, daß Julie von der Polizey aufgesucht, und in Verwahrung genommen würde, so war es doch einige Strafe.

Der Wirthschaftsschreiber hatte Herrn Weißenberg nicht mehr getroffen. Er war auf der Heimreise bei einem Prediger eingekehrt, und da ein starker Regenguß einfiel, so nöthigte ihn dieser, daß er verziehn, und zu Abend bei ihm speisen möchte: dieser Umstand machte, daß ihn der Wirthschaftsschreiber verfehlte. Gegen zwölf Uhr kam er zu Hause an. Caroline, in doppelter Angst um Vater und Schwester, war noch munter; sie eilte ihrem Vater, mit dem Licht in der Hand, entgegen.

Herr Weißenberg. Caroline.

Caroline. Ach! kommen Sie endlich, lieber Vater? Gottlob, daß Sie nur glücklich hier sind! Ich war nicht wenig in Angst, da der Wirthschaftsschreiber die Nachricht brachte, daß Sie dort schon weggeritten wären, und er Sie doch unterwegs nicht gefunden hätte.

Hr. Weißenberg. Ist der Wirthschaftsschreiber nach mir gewesen? Ist etwas vorgefallen?

Caroline. Nur herein, guter Vater; ich will Sie ausziehn helfen, dann sollen Sie Sich setzen und mir zuhören. (Sie gehen ins Wohnzim-

mer, und Caroline schickt sich an, ihren Vater entkleiden zu helfen.)

Hr. Weißenberg. Was giebt es denn? Dein Gesicht verkündigt mir keine gute Bothschaft. Nur heraus damit; du weißt, ich kann tragen.

Caroline. Sie sind doch nicht krank?

Hr. Weißenberg. Wie so?

Caroline. Ich seh' es Ihnen an, daß Sie nicht wohl sind. —

Hr. Weißenberg. Ein wenig Kopfweh — Nun deine Nachricht!

(Madam Weißenberg, welche schon im Bette lag, steht wieder auf, und erscheint plötzlich mit der Nachtlampe.)

Caroline (leise) Ach Gott, da ist sie.

Hr. Weißenberg. Warum sind Sie nicht im Bette geblieben?

Mad. Weißenberg. Pour vous dire le bon soir, et pour vous demander pardon de ce que j'ai toujours eu tort, quand j'ai dit que votre Juliette etoit une mauvaise creature, car voila de ses louanges. (Sie zeigt ihm den Brief.)

Herr Weißenberg wandte sich an Carolinen, und fragte, was dieß bedeuten sollte. Diese wollte es ihm auf eine gelinde Art vorbringen, aber Madam Weißenberg ließ es nicht zu. Sie drang ihm den Brief auf; er las, schwieg, und ließ seine Frau

sprechen. Zuweilen sprach er einige Worte mit Carolinen, welche unter Thränen ihres Vaters Schlafzeug holte. Madam Weißenberg sprach immer weg. Caroline folgte dem Beispiel ihres Vaters, und antwortete nichts. Die liebreiche Dame, gegen welche Tantippe ein Lämmchen war, fand sich durch dieses Stillschweigen beleidigt, sagte je vous donne au Diable tous les deux, und ging wieder schlafen.

Hr. Weißenberg (nach einer kleinen Stille) Caroline!

Caroline. Lieber Vater.

Hr. Weißenberg. Dachtest du das an Julien zu erleben?

Caroline. Ich kann nicht glauben, daß es so schlimm ist. So viel ich aus dem eingelaufenen Brief schließe, muß die Dame, die ihn schrieb, ein schlimmes Herz haben; wie könnte sie sonst einen so bösen Rath geben? — Gott, meine Schwester sollte, wie eine berüchtigte Person, durch die Polizei aufgesucht, und hieher geschafft werden? Nein, das lassen Sie gewiß nicht zu. — Aber Sie sind krank, mein Vater, ich will Thee und ein niederschlagendes Pulver besorgen. (Sie will gehn, er hält sie zurück.) — Sie sprechen ja nicht?

Hr. Weißenberg. Sey ruhig Kind; morgen will ich selbst nach Leipzig.

Caroline. Wenn Sie nur gesund wären, dann ist's freilich das Beste.

Hr. Weißenberg. Ich bin gesund, Kind; ich will fort, so bald es Tag ist.

Caroline (ihre Hand auf seine Stirne legend) Gott, wie Ihre Stirn brennt! Nehmen Sie doch ein Pulver, und lassen Sie mich Thee besorgen.

Hr. Weißenberg. So thu's, mein Kind. (Caroline eilt hinaus.)

Hr. Weißenberg (allein) Freilich krank, aber ich will mich stark machen, und es dieser einzigen Tochter nicht sagen — Einzigen — Ich hätte also die andre verloren? — Nein, es kann nicht seyn — O! Julie, Julie, du wärst auf einmal aus einem holden, unschuldigen Geschöpf, eine Buhlerin geworden? ich könnte dich nicht mehr mit Stolz an mein Herz drücken?

Hier war Caroline schon wieder bis nahe an ihn herangeschlichen, und hatte die letzten Worte gehört. Nein, lieber Vater, sagte sie, das kann meine Schwester nicht geworden seyn. Sie werden sie noch schuldlos an Ihr Herz drücken. Gott gebe Ihnen nur Gesundheit, daß Sie fort können!

Hr. Weißenberg. Ich werde schon — Hast du Medicin?

Caroline. Hier ist niederschlagendes Pulver

und Citrone; Thee wird gleich kommen, ich habe das Hausmädchen noch munter gefunden.

Hr. Weißenberg. Gieb her.

Sie gab ihm, weil ein Glas Wasser in der Nähe stand, sogleich ein; es kam Thee, sie ließ ihn etliche Tassen mit Citrone trinken, suchte ihn zu beruhigen, beredte ihn endlich schlafen zu gehn, und er stand um sechs Uhr des Morgens ziemlich munter wieder auf, bestellte ein rasches Pferd, frühstückte etwas, indessen Caroline ihm Wäsche einpackte, wobei ihre Stiefmutter unaufhörlich höhnte, übergab dem Schreiber die Wirthschaft, und bestellte das Fuhrwerk, um Carolinen nach Altenhaide zurück zu bringen; dann nahm er Geld zu sich, und trat die Reise ganz allein an.

Leipzig den 3ten September.

Frau Schemeln. Julie. Lotte.

Schemeln. Nun des Menschen Wille sein Himmelreich! Ich hatte Sie an einen guten Ort gebracht; gefiel es Ihnen nicht, so kann ich nichts dafür.

Julie. Ich bitte jetzt nur um Nachweisung einer kleinen Wohnung. Wir wollen fleißig arbeiten, Sie sind so gütig, uns Kunden zu verschaffen, und wir werden dafür erkenntlich seyn.

Schemeln. Das ist nicht so leicht, als Sie denken. Hier sitzt alles voll Nähterinnen und

Putzmacherinnen; es läßt sich nicht sogleich ein Quartier darauf beziehn; aber ich will sie beide wohl einige Tage beherbergen, und unterdessen suchen, Arbeit zu verschaffen.

Lotte. Schön, liebe Schemeln.

Julie. Und für einige Tage hab' ich wohl noch Zehrgeld, um Ihnen nicht zur Last seyn zu dürfen; aber länger nicht. Ich will morgen an meinen Vater schreiben, und meine Veränderung melden; vielleicht schickt er mir bald die drei Louisd'or, die er mir jedes Vierteljahr versprochen hat.

Schemeln. Was haben Sie denn zu der Hellmannschen Geschichte gesagt?

Julie. Ich hätte das in der Frau nicht gesucht.

Schemeln. Drum heißt's: stille Wasser sind tief. Der gute Mann hat nun so sein Leben vor Chagrin einbüßen müssen.

Julie. Ist Hellmann todt?

Schemeln. Je ja. Den 27sten August ist er gestorben, den 31sten begraben, den ersten ist das Testament eröffnet worden. Sie ist völlig enterbt, und hat gestern Knall und Fall das Haus räumen müssen.

Julie. Gott, wie viel Unglück!

Schemeln. Nun liebes Fräulein Lottchen, Sie haben auch Ihre Mama verloren?

Lotte (weinend) Ach ja, die gute Mutter!

Julie. Sie hat ausgelitten, Kind, lassen Sie es gut seyn.

Schemeln. Ja ja, sie hat viel mit Ihrem Papa ausgestanden. Es ist doch ein rechtes Unglück, daß der Papa alles verthan hat, und — möcht' ich sprechen, so liederlich. (Lotte weint heftiger.)

Julie. Erinnern Sie das gute Fräulein nicht an das alles, Frau Schemeln.

Schemeln. Je nun, der liebe Gott wird Ihnen auch helfen. — Also konnten Sie es nicht mehr bei der Tante aushalten?

Lotte. Ich will gern noch etwas von Julien lernen, und ihr helfen, weil wir uns so lieb haben.

Schemeln. 'S nimmt mich Wunder, daß Sie der Papa so weggelassen hat?

Lotte. Er ritt des Morgens nach meiner Mutter Beerdigung weg, und ich wagte es, mit Julien nach Leipzig zu reisen, weil ich weiß, daß er mich jetzt nicht mit Anstand unterbringen kann.

Schemeln. Sie haben Recht. Borne ist eine kleine Stadt, da läßt sich nicht viel erwarten: hier können Sie eher ein Glück machen; ich will schon für Sie sorgen helfen — Ach! Mamsell Julchen, jetzt ist der junge Hellmann recht reich!

Julie. Ich glaub's wohl, da er der einzige Erbe ist.

Schemeln. Es ist wahrhaftig kein unrechter Mensch. Geben Sie Achtung, nun wird er eine Handlung anlegen, und ein großer Kaufmann werden.

Julie. Das kann wohl seyn.

Schemeln. S' fällt mir eben ein, daß mir letzt ein Kaufmann gesagt, er hätte Nähterarbeit; ich will doch hinspringen. (ab)

Lotte. Wenn sie uns sogleich Arbeit verschaffte!

Julie. Das wäre schön!

Lotte. Nun ich will auch gleich an Pastor Günthern schreiben.

Julie. Noch nicht, bis wir eingerichtet sind. (Es wird gepocht.) Gott wer kömmt! (Leise) Ich weiß nicht, soll ich herein rufen? (Katharine, die Jungemagd der Frau Hellmann, tritt herein.) Ah! eine alte Bekannte.

Katharine. Ei Jungfer, sind Sie doch auch wieder hier!

Julie. Ja, ich bin nicht mehr bei Frau von Lautersee.

Katharine. So? — Ist Frau Schemeln nicht zu Hause?

Julie. Sie ist eben ausgegangen.

Katharine. Ach liebe Jungfer, es hat sich viel verändert, seit Sie auf dem Lande gewesen sind. Die gute Frau Hellmann! Sie werden's wohl wissen.

Julie. Ja, ich weiß es leider, und beklage es aufrichtig. Aber warum hat sich auch Frau Hellmann so vergangen!

Katharine. Glauben Sie auch die verdammten Lügen? Jesus, die Frau ist so unschuldig —

Julie. Aber wie kann denn eine Frau unschuldig seyn, die sich mit einem so jungen Menschen abgiebt?

Katharine erzählte nun die Geschichte nach der Wahrheit, und setzte zugleich Christians boßhafte Streiche vollkommen in's Licht. Sie berichtete Julien ferner, daß Frau Hellmann gestern zu ihrer Mutter gezogen wäre, und daß sie bloß herkäme, die Schemeln um einen andern Dienst zu bitten, weil sie ihre gewesene Frau nicht mehr brauchte, und sie keine Minute länger in dem Hause eines so bösen Menschen, als Christian wäre, hätte bleiben wollen. Julie war über die guten Nachrichten von der Hellmann und Ludwigs Unschuld sehr froh, und ließ sich die Anweisung geben, wo Katharinens Mutter wohnte, weil sie sich vornahm, sie zu besuchen, und nebst Lottchen mit ihr zusammen zu leben. Die Schemeln

war unterdessen zu Hellmann gegangen, hatt' ihm Juliens Ankunft verkündigt, und alle Abrede mit ihm genommen, wie er sie gewinnen könnte. Sie rieth ihm, ihr Wohnung in seinem Hause anzubieten, und ernsthafte Absichten vorzugeben, um sie seinen Anträgen geneigter zu machen, welches Hellmann zu genehmigen schien. Es war hier einer von den Fällen, wo die Vereinigten bei einem gemachten Anschlag, ohne sich's zu bekennen, verschiedne Zwecke haben. Hellmann wollte Julien nur kurze Zeit sein nennen, und dann sie zu verhandeln suchen; oder, wenn sich gute Gelegenheit träfe, und es irgend ein Titelchen, oder sonst einen Vortheil absetzen könnte, sie, ohne selbst um Erhörung der Liebe zu seufzen, hingeben; er kannte gewisse Kanäle zu dieser Art Negoz, und hatte Beispiele, daß Leute dadurch reich geworden waren. Frau Schemeln hingegen hatte nichts schlimmers im Sinn, als Julien wirklich mit ihm zu verheirathen. Sie wollte ihr den Unterricht geben, welcher ihr den Ehemann verschaffen könnte, indem sie dem Liebhaber unter keiner andern Bedingung Gehör geben sollte; und wenn dieß Werk glücklich zu Stande gebracht wäre, ließ sich nach ihrer Meinung von Juliens Dankbarkeit völlig freier Zutritt, und alle damit verknüpfte Vortheile von der jungen Frau, die sie wie eine Mutter betrachten müßte, hoffen.

Hellmann erfuhr auch Lottens ganze Geschichte von ihr. Sie wollte ihm nicht bange machen, daß er auch diese in's Haus nehmen müßte, und zeigte sich geneigt, sie anderwärts zu versorgen. Aber sie hatte gesagt, daß Lotte fast so schön als Julie wäre; deswegen war Hellmann so großmüthig zu versprechen, daß er sich auch dieses verlaßnen Schäfchens annehmen wollte, und verhieß der Schemeln noch dazu — wenn alles gut ginge — Belohnung. Sie versprach hingegen, daß sie Nachmittage ausgehn, und ihm freie Hand lassen wollte, seinen Besuch zu machen, eilte nun nach Hause, ihre Gäste zu bewirthen, denen sie sagte, der Kaufmann hätte sie nach Tische wieder hinbestellt. Wirklich ging sie auch um die mit Christian verabredete Zeit weg, und dieser erschien, wurde aber wegen Kathrinens Nachrichten doppelt übel aufgenommen. Er war artig, bezeigte Mitleiden mit Fräulein Altstein, und bot ihr nebst Julchen eine Wohnung in seinem Hause an; der Vorschlag ward aber verworfen, und ihm ziemlich deutlich gesagt, daß man nichts mit ihm zu thun haben wollte. Die Schemeln kam nach Hause; Julie erzählte ihr, was Hellmann vorgeschlagen, und sie abgeschlagen hätte; sie mißbilligte dieß übermüthige Betragen, wie sie es nannte, und gab zu versteh'n, daß sie auf diese Art sich nicht auf die Plage, zwei Personen mehr

im Hause zu haben, einlassen könne. Ihre Hoffnung, daß man nun klein zugeben werde, betrog sie: Julie bezahlte, und begab sich gegen Abend mit Lotten zu der Wittwe Müllerin, Kathrinens Mutter, wo sie sich mit Frau Hellmann, nachdem die Herzen gegen einander ausgeschüttet waren, vornahmen, eine gemeinschaftliche kleine Wirthschaft zu führen. Die Wittwe Müllerin hatte zwei Stübchen und eine Kammer, und war darauf eingerichtet, daß sie zwei von diesen Gemächern vermiethen konnte; daher fand Frau Hellmann sogleich mit den wenigen Sachen, die sie aus ihres Mannes Hause brachte, Unterkommen, und es war ihr also leicht, die beiden jungen Mädchen aufzunehmen. Der Plan ihrer Lebensart wurde sogleich gemacht; auch Frau Hellmann wollte ihren Theil der weiblichen Arbeiten übernehmen, von denen die Frauenzimmer Unterhalt hofften.

Des folgenden Morgens kam Ludwig und Hollmer, Frau Hellmann zu besuchen; sie bat aber die Herren, sich bald wieder zu entfernen, um sie nicht neuem Argwohn auszusetzen; ja sie bestand darauf, daß sie ihren Besuch jetzt um so weniger erneuern dürften, da diese jungen Frauenzimmer bei ihr wohnten. So schmerzhaft diese Ankündigung auch den beiden Liebhabern war, welche bei ihrem Eintritt die Freude, ihre Mädchen

zu finden, nicht bergen konnten, so mußten sie doch selbst einsehn, daß Frau Hellmann durch sie noch achtungswerther ward, und daß es billig sey, ohne weiteres zu gehorchen. Ludwig, welcher, aller guten Anstalten zu dem Auskommen seiner Freundinnen ohnerachtet, fürchtete, sie möchten solches in der Arbeit ihrer Hände nicht reichlich genug finden, und so wenig als sein Freund Hollmer hoffen durfte, daß sie Unterstützung von ihnen annehmen würden, schrieb, sobald er nach Hause kam, an die Gräfin Eberstein, und bat sie, die Frau Hellmann zu sich zu nehmen, der er, seines Bedünkens, diese Vorsprache schuldig war, weil er sich, wie wohl unschuldig, als die Mitursache ihres Unglücks ansehn mußte. Für Lotten war ihm niche bange: sie hatte eine Familie, die, wie er meinte, sie versorgen müßte, und es auch gern thun würde, wenn sein Freund Hollmer, wie er es Willens war, erklären würde, er wollte sich mit ihr vermählen, sobald er seine Güter übernommen hätte. Nun blieb Julie allein übrig; aber die Gräfin war gütig, und es kam ihr nicht darauf an, auch diese in ihre Garderobe zu nehmen, wenn er und Frau Hellmann ihr die Sache zu verstehn gäben; und daß die letzte ihn in dieser Absicht unterstützen würde, war gar nicht zu bezweifeln. Welch Glück dann für ihn, der freien Zutritt in

dem Hause der Gräfin Eberstein hatte, und sein Mädchen oft mit Anstand sehn konnte! Und wie mußte er bei ihr gewinnen, wenn er zu ihrem guten Unterkommen mitgewirkt hätte!

Rosenau, den 4ten September.

Die Gräfin Eberstein. Pastor Günther.

Die Gräfin. Gut, daß Sie kommen, Pastor. Ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich nicht böse seyn sollte, daß Sie mich so selten besuchen.

Pastor Günther. Dann dank' ich's meinem Genius, der mir eingab, diesen kleinen Unwillen zu unterbrechen. Freilich sollte ich die Ursache, welche mich eben heut nach Rosenau bringt, nun nicht erwähnen, um meiner Ankunft ganz das Ansehn einer schuldigen Aufwartung zu geben; aber da Ihnen das eigne Gefühl Ihres Werths sagen muß, wie gern man allezeit diese Schuldigkeit erfüllt, so will ich aufrichtig seyn, und gestehn, daß ich heute einer Bitte wegen komme.

Die Gräfin. Ganz willkommen ist mir jede Gelegenheit, wo ich Ihnen nützlich seyn kann.

Günther. Die Sache betrifft nicht eigentlich mich. Dieß nur als Einleitung, und nun zur Sache: — Da Sie mir einst sag-

ten, daß Ihnen der Tod zwei Kinder raubte, haderte ich fast mit der Vorsehung, weil die menschliche Gesellschaft dadurch um Mitglieder kam, welche die vortreffliche Mutter zu Zierden derselben gebildet hätte.

Die Gräfin. Möchte ich doch sagen, daß Pastor Günther auch schmeicheln kann — Aber ich will mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hätte ich meine Kinder behalten, so würde ich keinen Fleiß an ihrer Erziehung gespart haben; den besten Willen hätte ich wenigstens dazu gehabt: wer steht mir aber dafür, daß die Eigenliebe nicht Manches übersehn, und mütterliche Schwachheit zu nachgebend, oder nicht hellsehend genug gewesen wäre?

Günther. Das ist wahr, und ich selbst würde hierüber keine Gewähr leisten, so viel Verstand ich auch bei Ihnen kenne, gnädige Gräfin; denn der Beweise, daß die besten Aeltern es in der Erziehung ihrer Kinder versahn, sind zu viel. Ich hab' oft gedacht, daß mancher, der den Willen hat, gute Menschen zu bilden, vielleicht bei den Kindern seines Nachbars diesen Zweck eher erreichte, als bei seinen eignen.

Die Gräfin (lächelnd) Nun? — Denn ich soll doch wohl Ihrem Satz einen Beweis geben. — Wo haben Sie denn das junge Geschöpf, mit dem ich diese Probe machen soll?

Günther (lächelnd) So sind wir also Handels eins, ohne daß ich gesprochen habe — und Fräulein von Altstein hat eine Mutter gefunden.

Die Gräfin (verwundert) Die Nichte der Frau von Lauterfee?

Günther. Sie, das gute, unschuldige Mädchen, die nun ihre letzte Stütze verlor, die trefflichste Anlage hat, und eine Mutter, wie die Gräfin Eberstein, verdient.

Die Gräfin. Aber ihre Tante?

Günther. Gnädige Frau, ich wollte nicht gern schlimm von einem Abwesenden sprechen.

Die Gräfin. Ich verstehe. — Gut, lieber Pastor, das Mädchen ist mein, und Ihnen der Auftrag, sie nach Rosenau zu bringen; ein Wagen ist dazu auf die Stunde, wo Sie abgehn wollen, bereit.

Günther freute sich so herzlich, daß er sich nur eben zurück hielt, die Gräfin nicht zu umarmen. Seine Offenherzigkeit aber, und der Begriff, den er von den natürlichen Pflichten des Menschen hatte, zeigte sich auch hier; denn er sagte ihr ohne Umschweif, daß er sich eigentlich nur freute, Lotten in so gute Hände liefern zu können, übrigens aber gar nichts Bewundernswürdiges daran fände, daß eine Frau von ihren Grund-

sätzen sich zu solchen Handlungen nicht nöthigen ließ. Er berichtete ihr nun, daß er selbst in Borne gewesen, daß der Herr von Altstein Willens wäre, seine Tochter auf gut Glück umher zu schleppen, Lotte aber entschlossen wäre, mit Julien — die er bei der Gelegenheit der Gräfin rühmte, nach Leipzig zu gehn, und dort wollten sich beide ihrer Hände Arbeit nähren. Da nun aber dieser Entschluß unüberlegt, obgleich den Mädchen, bei ihrer wenigen Weltkenntniß, zu verzeihen wäre, so hätte er sich vorgesetzt, ihr, der Gräfin, diesen Vorschlag zu thun; hätte aber noch nichts davon gesagt, sondern nur versprochen, für sie zu sorgen, und sich nicht einmal Lottens Vorsatz, sobald der Vater weg seyn würde, mit Julien nach Leipzig zu reisen, widersetzen wollen, weil sie immer besser in Gesellschaft dieser rechtlichen jungen Person wäre, als in Borne, entweder allein, oder der Willkühr des Vaters überlassen; doch hätte er das Versprechen von ihr genommen, so bald als möglich Nachweisung ihrer Wohnung zu geben, welche auch auf alle Fälle auszufragen wäre. Die Ursache von Juliens schnellem Abzug aus Lautersee war, Dank sey es der Klatscherei der Frau Verwalterin, Kantorin und Madam Günther, nicht nur ihm, sondern auch schon der Gräfin bekannt. Sie sprachen noch davon, als Lautersee eintrat.

Hr. v. Lauterfee. Unterthäniger Knecht, schöne Gräfin! En passant je vous baise les mains. (Er grüßt Günthern mit Herzlichkeit.)

Die Gräfin. En passant? Wo gehts denn hin?

Hr. v. Lauterfee. Nach Borne, die kleine Altstein in Sicherheit zu bringen. — Lieber Pastor, wissen Sie was: ich geb' Ihnen das Mädchen, bis ich was für sie thun kann, so weiß ich, daß sie unterdessen aufgehoben ist — Jugez un peu; nicht ein Wort hab' ich bis gestern gewußt, daß ihre Mutter todt ist, und nun ist das arme Mädel dem Vater abandonirt; denn meine Mutter — weiß Gott, es ist ein Eigensinn — ich bin nicht zu Hause gewesen — et puis elle me dit que la petite bougresse ne veut plus etre avec elle.

Pastor Günther. Die Gräfin wollen es mir nicht überlassen, Ihre Fräulein Cousine in Aufsicht zu nehmen, sondern ihr selbst Mutter seyn.

Hr. v. Lauterfee. Sie wollten Sich ihrer annehmen, schöne Gräfin? Là vous êtes divine, Madame.

Die Gräfin. Vergöttern Sie mich nicht so geschwind. Ich halt's für sehr menschlich, für Menschenpflicht, sich des jungen Fräuleins anzu-

nehmen; aber freuen wird michs jetzt noch mehr, da ich Ihnen dadurch Vergnügen mache.

Hr. v. Lauterſee. Ich werde gewiß eben ſo dankbar ſeyn, als ich meine Couſine glücklich ſchätze.

Die Gräfin. Paſtor Günther hat den Einfall gehabt, mir in Fräulein Altſtein eine Tochter zu geben; wird ſie ſich nun bei dieſer neuen Mutter nicht glücklich finden, ſo hat er's zu verantworten.

Paſtor Günther. Ich wünſche mir immer ſolche Gewiſſensſachen.

Hr. v. Lauterſee. Sie waren alſo auch um Lotten beſorgt, und haben ihr noch dazu ein ſo gutes Schickſal bereitet? Dafür bin ich Ihnen ſehr obligirt.

Paſtor Günther. Was verdient man wohl für Dank für eine bloße Empfehlung, die noch dazu bei einer Gräfin Eberſtein nicht einmal viel Worte bedarf?

Hr. v. Lauterſee. He bien! je me haterai de mettre la petite à vos pieds.

Die Gräfin. Halten Sie! das Vögelchen iſt ausgeflogen; wir müſſen warten, bis ſich's wieder ſetzt.

Hr. v. Lauterſee. Comment cela?

Die Gräfin (ſcherzhaft traurig) Beide liebe Kinder ſind entflohn. — Armer Lauterſee,

Sie jammern mich! Sie finden weder das Kousinchen in Borne, noch — noch —

Hr. v. Lauterſee. Noch Julien, wollen Sie ſagen — Mais oui — auch die hätt' ich gern geſprochen, denn ich weiß, daß ſie nach Borne ging. Aber tout de bon, jetzt war mirs hauptſächlich darum, Lotten aus den Händen ihres Vaters zu reißen — Où diable eſt ce que ces filles ſont?

Paſtor Günther. Ich kann Ihnen nächſtens davon Auskunft geben, denn Fräulein Lottchen will mir von dem Orte aus ſchreiben, wo ſie mit Julien hin iſt.

Hr. v. Lauterſee. Schön. Dann, lieber Paſtor, ſagen Sie mir's ja ſogleich.

Die Gräfin (ſcherzhaft) Nein, Paſtor, ſagen Sie es mir; Ihm ja nicht, ſonſt holt er Lotten für mich, und Julien für ſich.

Paſtor Günther. Mich dünkt aber, ſie läßt ſich nicht holen.

Hr. v. Lauterſee. Pardieu non? Dem Mädel iſt's ordentlich Ernſt, ehrlich zu ſeyn. Ich glaub', ich bin Schuld, daß ſie von meiner Mutter weg iſt, und das thut mir leid. Par mon honeur, es wäre die letzte Attaque geweſen, um die ſie ihren Abſchied forderte.

Die Gräfin. Lauterſee iſt doch aufrichtig, Herr Paſtor!

Pastor Günther. Und verdient dadurch Vergebung seines Fehlers.

Hr. v. Lauterſee. O, Fehler iſt's juſt nicht, die Gunſt eines hübſchen Mädchens zu ſuchen. Wenn das, was mir gelingt, einem andern auch gelänge, — dann wär' ich ein Thor, wenn ich mein Glück nicht zu machen ſuchte. Sobald aber ein Mädchen ernſthaft tugendhaft iſt, dann à la bonne heure, je la reſpecte alors. Es ärgert mich, daß ich's mit Julen ein bißchen zu weit getrieben habe; aber, ich hielt's für Grimaſſe und Romanenſpiel; denn Romane lieſt ſie gar zu gern. Indeſſen ſie verliert durch den Dienſt bei meiner Mutter nicht viel, und hätt's vielleicht ſo nicht lange ausgehalten. (Günther und die Gräfin ſehn einander an.) Mais oui, qui diable s' accommodera de ſes humeurs!

Die Gräfin. Ja, ein wenig wunderlich mag ſie wohl ſeyn!

Hr. v. Lauterſee. Que voulez vous? C'eſt ma mere. — Nun, lieber Paſtor, alſo Sie bekommen Nachricht von Lotten, und geben ſie meinetwegen der Gräfin. Ich will nichts wiſſen, um den Verdacht einer Nebenabſicht von mir abzulehnen.

Die Gräfin. Da meine Hand! — wir ſind Freunde, weil Sie ein guter Junge ſind.

Ein bißchen Zucht noch, dann kann was aus dem Menschen werden. Meinen Sie nicht auch, Pastor?

Pastor Günther. Ich bin ganz überzeugt, daß Herr von Lauterfee jetzt schon Achtung verdient.

Hr. v. Lauterfee. Es würde mir schmeichelhaft seyn, Herr Pastor, Ihren Beifall zu verdienen — und der Ihrige, Gräfin, — o, der würde mich stolz machen. — Also wollen Sie mich in die Zucht nehmen, meine gnädige Frau? Faites cela Madame. (Er flattert um sie herum.)

Die Gräfin. A condition, que l'eleve soit sage.

Hr. v. Lauterfee. Je le deviendrai — Sacredi! wo mögen doch die beiden Mädchen hin seyn? Es ist mir doch bange um meine Cousine, und ich würde noch unruhiger seyn, wenn ich mich nicht auf Juliens strenge Tugend verließ.

Pastor Günther. Sie können ganz ruhig seyn. Juliens Absicht ist, durch Arbeit etwas zu verdienen, und Fräulein Lottchen mit anzulernen. Indessen ist die Sache unüberlegt: eben deswegen nahm ich hier mit der Gräfin Abrede.

Hr. v. Lauterfee. C'est excellent! He bien donc cela ce fera — (Er verbeugt sich zum Abschiede) Madame!

Die Gräfin. Wollen Sie doch nach Borne?

Hr. v. Lautersee. Comment? — Nein, da sie weg sind — non je m'en vais vous dire. — Da das nun nicht nöthig ist, will ich wieder zurück reiten. Ich habe da was mit dem Justitiarius zu sprechen, er ist eben da. Ce gaillard! — Dites moi un peu, Pastor, wie macht man's denn, daß man dem armen Peter los hilft? Das Weib heult und schreit mir die Ohren voll, und die Kinder laufen halb nackt.

Günther. Sollten Sie nicht das meiste über Ihre Frau Mutter vermögen? Von der hängt's allein ab; sie hat ihn setzen lassen.

Hr. v. Lautersee. Mais oui, ich hab' mich beinah darüber mit ihr verzürnt. Sie sagt, der Kerl hätte infam raisonnirt und die andern aufgewiegelt; aber diable, das Weib erzählt mir, die ganze Feldarbeit blieb liegen, und die Frohndienste müßte sie verlohnen; sie risquirt ja, hol mich der Henker, auf den Winter mit den Kindern verhungern zu müssen.

Günther. Nicht anders.

Hr. v. Lautersee. Aber — comment diable — warum raisonnirt denn auch der Kerl?

Günther. Die gekränkte Menschheit schrie aus ihm, Herr von Lautersee! Es ward ihm und andern mehr zugemuthet, als sie leisten konnten, und am Tagelohn wurde abgebrochen.

Hr. v. Lauterſee. He bien ſi cela eſt — ſo muß man ſuchen, den Leuten Recht zu ſchaffen, und Peitern los zu helfen. — Aber der Juſtitiarius und der Verwalter — Attendez — jetzt bin ich majorenn, da will ich andre Wirthſchaft machen — Comteſſe! Abbé —

(Gegenbeabſchiedung. Herr von Lauterſee ab.)

Die Gräfin. Wiſſen Sie, Paſtor, daß Lauterſee, der Windbeutel, eigentlich ein trefflicher Menſch iſt?

Günther. Ja wohl. Sein Herz muß unerſchütterlich gut ſeyn, da es die Grundſätze einer ſo böſen Mutter nicht verderben konnten. Er thut viel Gutes, und hat der armen Familie, von welcher er ſprach, ſchon manche heimliche Wohlthat erzeugt; und wie edel iſt es von ihm, daß er die Mutter noch überall zu ſchonen, und ihre ſchlimme Seite zu decken ſucht!

Die Gräfin. Und daß er nicht von ſeinen Wohlthaten kräht, wie die Frau Mutter! — Nein, der junge Menſch iſt mir ſehr werth! Die leichten Grundſätze, die er im Umgange mit ſo verſchiednen Menſchen über gewiſſe Materien angenommen, ſchmelzen mit der Zeit ab. Hätte ich eine Tochter, er müßte mein Schwiegerſohn werden; denn aus ihm kann ein gutes Weib den verehrungswürdigſten Mann machen.

Günther. Zieh'n Sie Fräulein von Alt-

stein zu diesem guten Weibe, Gräfin! und machen dann die Heirath.

Die Gräfin. Eins und das andre wollte ich herzlich gern thun.

Ein Bedienter bringt einen Brief.

Die Gräfin (nachdem sie ihn gelesen hat) — Das ist doch betrübt! — Denken Sie, dieser Brief ist von Wagnern, dem jungen Studenten, den Sie bei mir gesehn haben; die Begebenheit, die in seines Wirths Hause vorgefallen, wissen Sie ja.

Günther. Ich weiß sie.

Die Gräfin (reicht ihm den Brief) Hier haben wir wieder einen Beweis, was die Boßheit vermag — (Es war der Brief von dem der Leser schon weiß, daß ihn Ludwig schreiben wollte, um die Gräfin zu bitten, Fr. Hellmann aufzunehmen. Sie erfuhren also Hellmanns Tod durch ihn, und zugleich, daß Lotte und Julie mit der Wittwe zusammen wohnten. Ludwig hatte sich in seinen Schilderungen und Vorbitten so schwärmerisch stark ausgedrückt, als es ihm der Umgang mit seinem Freund Hollmer nur immer gelehrt hatte.)

Günther. Was soll man zu solchen Vorfallenheiten sagen? Es ist schrecklich!

Die Gräfin. Vielleicht zeigt die Folge, daß es gut ist; vielleicht hat die Hellmannin mit

der Zeit ein beßres Schicksal zu hoffen, welches ihr ohne diesen Vorfall verborgen blieb'. Vor der Hand ist mir durch sie geholfen, denn ich brauche eine Aufseherin über meine Wirthschaft; und da wir aus diesem Brief ersehn, wo die kleine Altstein ist, so werde ich auf den sechsten selbst nach Leipzig reisen, und beide abholen. Auch nehme ich allenfalls Julien mit, denn ich kann sie brauchen; meine Jungfer ist so kränklich, daß ich sie durchaus einige Zeit schonen muß.

Günther. Das trifft sich ja ganz unerwartet gut, und wir wissen auf einmal, was wir wissen wollten — Aber der junge Mensch, der diesen Brief schreibt, zeigt ein sehr gefühlvolles Herz.

Die Gräfin. Das hat er; doch finden Sie nicht viel Schwärmerei in seinem Briefe?

Günther. Ein gutes Theil, und die muß weg.

Die Gräfin. Muß durchaus weg. Der Junge soll mir natürlich bleiben, und mich mit seinen starken Ausdrücken verschonen. Wie oft er sich zum B. des Ausdrucks göttlich bedient! Alles ist jetzt bei den jungen Leuten göttlich; dieses so sehr übertriebene Beiwort hör' ich herzlich ungern.

Günther. Die Schönsprecher gebrauchen es wohl bei weit unschicklichern Gelegenheiten,

als hier der junge Mensch: man legt überhaupt bei der unwichtigsten Sache so viel Nachdruck und Stärke in die Sprache, daß ich nicht weiß, was für den Affekt bei ungewöhnlich erfreulichen, oder schrecklichen Vorfällen übrig bleibt.

Die Gräfin. Wohl wahr! Es wär' beinahe nöthig, daß irgend eine gelehrte Gesellschaft ein Reglement der Ausdrücke für jede Art von Erzählung, von Zusicherung, Komplimenten, Begebenheiten u. s. w. abfaßte.

Günther. Die Sache läßt sich hören, gäbe wenigstens einem Gelehrten, der nichts mehr zu travestiren hätte, neue Beschäftigung.

Die Gräfin. Wollen Sie mit nach Leipzig, Pastor? Lottchen wird sich wundern, daß Sie ihrem Schreiber zuvorgekommen sind; ich muß ohnehin durch Lautersee, kann Sie also dort einnehmen.

Günther. Ich stehe zu Befehl.

Leipzig den 6ten September.

In Hollmers Wohnung.

Hollmer und Ludwig.

Ludwig. Ich habe so eben die Hellmann ausgeh'n sehn; wollen wir unsre Mädchen besuchen?

Hollmer. Du kennst Juliens Grundsätze, und sie muß dir darum nur desto schätzbarer seyn; auch würden wir die gute Frau Hellmann beleidigen.

Ludwig. Du hast Recht; aber mir scheint jeder Augenblick verloren, den ich ohne sie zubringe.

Hollmer. Geht es mir besser, seit mir die Liebe das zarte Knöspchen, meine süße Lotte, zugeführt hat?

Ludwig. Ach! Fritz, wie viel langweilige Tage werden noch verfließen, ehe wir unsre Erwählten in die Arme schließen können!

Hollmer. Ja, was wären auch die Freuden der Liebe, wenn sie nicht durch ihre Leiden erhöht würden!

Philipp (Hollmers Bedienter) Es ist ein Prediger hier, welcher Sie beide zu sprechen verlangt.

Hollmer ging selbst an die Thür, und führte Pastor Günthern herein.

Pastor Günther (nach den gewöhnlichen Komplimenten) Die Gräfin Eberstein hat Ihren Brief erhalten, Herr Wagner. Da sie nicht nur Frau Hellmann, sondern auch Fräulein Altstein, und Mamsell Weißenberg zu sich nehmen will, und deswegen herein gekommen ist, so bittet sie um Nachweisung ihrer Wohnung.

Ludwig (mit allen Zeichen einer kaum erwarteten Freude) O! die liebe, englische, göttliche Dame! (Günther lachelt.) Sogleich muß ich mich ihr zu Füßen werfen.

Günther. Sie erwartet beide Herren zum Mittagsessen.

Hollmer (freudig) Wir werden aufwarten.

Günther. Nun, so wollt' ich denn gern die Wohnung der Frauenzimmer wissen, um ihnen die Absicht der Gräfin bekannt zu machen.

Günther ward berichtet, sprach noch verschiednes mit den jungen Leuten, und begab sich zu Frau Hellmann. Ludwig und Hollmer sangen, tanzten, umarmten sich, und sahn im Geist einen Freudenhimmel vor sich.

Die Wohnung der Frau Hellmann.

Lotte. Julie.

Lotte. Die Hellmann ist eine recht brave Frau; aber darinnen ist sie doch zu bedenklich, daß sie Hollmern und Wagnern nicht erlaubt, uns zu besuchen.

Julie. Sie hat Recht, mein Kind. Sehn Sie nicht aus Ihrer eignen Geschichte, wie man sich vor der Verläumdung hüten muß?

Lotte Aber auf diese Art können Sie Ihren Ludwig nicht sehn.

Julie. Und Lottchen ihren Fritz nicht.

Lotte. Nennen Sie ihn immer meinen Fritz. Gestern in der Allee, da Sie mit Ludwigen sprachen, sagte er mir recht viel Artiges; aber Sie eilten auch zu sehr fort.

Julie. Vielleicht hatten wir schon zu lange gewartet; wenn auch nicht wegen Hollmern und Wagnern, doch um der anderu willen, die uns immer in den Weg kamen.

Lotte. Wer mochte wohl der seyn, welcher uns überall nachging, und hernach mit dem Hellmann sprach?

Julie. Das mag der Himmel wissen! Mir war Angst dabei, das weiß ich wohl; sie mochte aber bloß dadurch bewirkt werden, daß er mit Hellmann sprach, und uns dabei ansah.

Fr. Hellm. (kommt nach Hause) Hier ist nun Arbeit für uns alle: wenn wir fleißig sind, so können wir bald mehr bekommen—Sehn Sie, Julie, dieß können Sie übernehmen, und dem Fräulein —

Past. Günther (kommt) Vergeben Sie, daß ich so unangemeldet herein trete.

Lotte. Ach! unser lieber Pastor! Frau Hellmann, das ist Pastor Günther von Lautersee.

Fr. Hellm. Von dem Sie mir so viel Gutes sagten?

Past. Günther. Heut' bin ich wenig-

stens ein guter Bothe — Wundert Sie's nicht Fräulein, daß ich Sie doch fand, ob Sie gleich nicht Wort gehalten, und mir den Ort Ihres Aufenthalts bekannt gemacht haben?

Lotte. O! seyn Sie nicht böse, lieber Herr Pastor! es war gar nicht möglich. Aber der Brief an Sie ist schon angefangen — (Sucht.) Sie sollen es selbst sehn.

Past. Günther. Es ist nicht nöthig, ich glaube Ihnen ohne dieß — Lassen Sie mich lieber meine guten Nachrichten auspacken: Die Gräfin nimmt Sie zur Tochter auf.

Lotte (sehr freudig) Die liebe gute Gräfin! (Im traurigen Tone.) Aber nun muß ich Frau Hellmann und Julien verlassen.

Past. Günther. Wenn Frau Hellmann als Aufseherin über die Wirthschaft in die Dienste der Gräfin treten will, können Sie beisammen bleiben.

Fr. Hellm. Mit Freuden will ich das, Herr Pastor!

Julie. Und so bleibt die verlaßne Julie allein?

Past. Günther. Das soll Julie nicht; auch Sie sollen indessen in Rosenau Aufenthalt und Beschäftigung finden. Die Gräfin ist hier und wünscht Sie alle drei gegen Abend mit sich nach Hause zu führen.

Julie. Das ist wahrhaftig mehr Glück, als wir erwarten durften.

Past. Günther. Richten Sie es denn ein, daß Sie beide Nachmittags bereit sind. Die Gräfin will Sie mit Ihrem Gepäcke abholen lassen; aber Sie, Fräulein, soll ich gleich mitbringen.

Fr. Hellm. Und wir werden uns fertig halten — O Gott! ich bin innigst über die so schnelle und vortheilhafte Aenderung meines Schicksals gerührt. (Sie weint.) Nun Julchen, frisch daran, unsre und Lottchens Sachen einzupacken; denn nach Tische muß ich die Arbeit wieder abtragen.

Lotte. Warum weinen Sie denn jetzt, liebe Frau Hellmann, da Sie wieder glücklich werden? Und weil Sie unglücklich waren, vergossen Sie keine Thräne. Das begreif' ich nicht!

Past. Günther. Mir ist das sehr erklärbar, Fräulein! das Herz des Edelmüthigen preßt sich im Leiden zusammen, und versagt dem Auge die Thräne der Kleinmuth, aber eben dieses Herz erweitert und ergießt sich bei unerwarteter Freude in Zähren des innigsten Gefühls.

Lotte. Auch ich möchte vor Freude über meine neue Mutter weinen. Und wie schön, daß diese auch Julchen annimmt!

Julie. Eine so glückliche Wendung unsers Schicksals vermuthete wohl keins von uns.

Past. Günther. Ich freue mich dieses gemeinschaftlichen Glücks gewiß aufrichtig; und es wird von Bestand seyn, denn die Gräfin ist nicht von denen, die nur aus Grille oder nach Launen handeln. Nun Fräulein, wollen Sie jetzt mit mir kommen?

Lotte. Ich bin bereit. (Mit Günthern ab.)

Ein Gerichtsfrohn tritt ein.

Gerichtsfrohn. Wohnt hier nicht eine gewisse Wittwe Hellmann?

Fr. Hellm. Ich bin es.

Gerichtsfrohn. Sie soll noch zwei junge Personen bei Sich haben, wovon die eine ein adliches Fräulein, die zweite — (Er nimmt einen Brief aus der Tasche, und liest) Eine gewisse Jungfer Weißenberg ist, welche von ihren Eltern revozirt wird.

Julie erblaßt vor Schrecken.

Fr. Hellm. Die Jungfer Weißenberg ist hier, und die Fräulein Altstein ward vor noch nicht einer Minute zu der Gräfin Eberstein abgeholt — Wie komme ich denn aber zu Untersuchungen von Seiten der Polizei?

Gerichtsfrohn. Sehr natürlich, liebe Frau. Es ist gemeldet, daß Sie hier eine liederliche Lebensart führt, und noch dazu die jungen

Mädchen an Studenten verkuppelt, die Sie verführt habe, von den Verwandten und aus der Condition wegzulaufen. Da nun auch die Eltern der Weißenberg sich an den Magistrat gewendet und gebeten haben, ihre Tochter heim transportiren zu lassen, so soll das alles untersucht werden.

Fr. Hellm. (zu Julien) Das ist stark.

Gerichtsfrohn. Wo soll das Fräulein seyn?

Fr. Hellm. Zu der Gräfin Eberstein, die heute in der Stadt ist, ward sie durch einen Prediger abgeholt.

Gerichtsfrohn. So! Nun das kann untersucht werden. Jetzt, liebe Frau Hellmann, wird Sie so gut seyn, mit zu kommen, und das Jüngferchen da wollen wir auch mitnehmen. (Er öffnet die Thür, und ruft den Gerichtsdiener herein.)

Julie (laut schreiend) Jesus! wie kommen wir zu dieser Beschimpfung? wie ist's möglich? Mein Va — (Sie sinkt ohnmächtig hin.)

Frau Hellmann eilte ihr zur Hülfe. Die Müllerin, welche mit dem Gerichtsdiener zugleich herein gekommen war, half ihr Julien wieder ermuntern. Sie redeten ihr beide zu, und Frau Müllerin, die vor der Thür alles erfahren hatte, versicherte, daß sie honette Leute bei sich habe, mit denen sie nicht so verfahren, und sie wegholen ließe. Der Gerichtsfrohn lachte darüber, und be-

rufte sich auf seine Ordre. Er wollte nun nicht länger warten, sondern sie wegbringen.

Fr. Hellm. (setzt sich standhaft und gelassen auf einen Stuhl) Mein Herr! ich gehe nicht mit Ihnen. Ich kann viel ertragen, aber nicht öffentliche Beschimpfung. Hier bin ich Ihnen sicher; lassen Sie diesen Mann bei uns, oder verziehn Sie selbst; ich werde zu Leuten schicken, die mich kennen, und von Wichtigkeit sind.

Müllerin. Katharine ist schon fort zur Gräfin, lassen Sie's seyn.

Fr. Hellm. Das ist gut. (Zu Julien.) Kind, seyn Sie ruhig, es wird sich sogleich ändern.

Julie. Ach Gott! für mich nicht, da meine Eltern so grausam gegen mich verfahren.

Gerichtsfrohn. Ja Kinder, was soll ich hier warten? Seyd Ihr schuldlos, so kann und wird sich's auf dem Rathhause ausweisen — Also zu der Gräfin, die das Fräulein hat abholen lassen, hat Sie geschickt, Frau Müllerin? und die sollte auf dieser Frauenzimmer Seite seyn?

Müllerin. Das werden Sie bald seh'n.

Gerichtsfrohn. Nun es kommt mir nicht auf ein paar Minuten an.

Julie. Was kann aber die Gräfin für mich thun?

Gerichtsfrohn. Nichts — Der Brief

Ihrer Eltern ist da, und wer kann Sie denen vorenthalten?

Julie. Ach! das hat meine Stiefmutter angestiftet.

Gerichtsfrohn. Ja, das geht uns weiter nichts an; kurz, Sie werden hingeschafft.

Julie. Wie werd' ich denn hingeschafft?

Gerichtsdiener. Ach ganz honet! Es wird eine Fuhre gedungen und jemand mitgegeben.

Fr. Hellm. Hier muß mehr als Ein boßhafter Mensch im Spiel seyn.

Pastor Günther (eilend herein tretend) Es ist ein Mädchen bei der Gräfin gewesen, aus deren Erzählung wir nicht recht klug werden konnten; was ist denn vorgefallen? (Nachdem Frau Hellmann die Sache erzählt, und der Gerichtsfrohn sie bestätigt hat, zu dem letzten.) Ich bin Prediger zu Lautersee, und sage gut für die Frauenzimmer. Seyn Sie so gut, mein Herr, hier zu verziehn, bis ich noch einmal bei der Gräfin Eberstein gewesen bin. Diese ist in die Stadt gekommen, um Frau Hellmann, die sie als Ausgeberin engagirt hat, abzuholen; auch diese Mamsel nimmt sie mit; die Frauenzimmer sind rechtschaffen.

Gerichtsfrohn. Ich glaube das, Herr Pastor; aber ich muß beide nach dem Rathhause

bringen lassen. Wenn sichs dort ausweist, daß sie unschuldig sind, wird sie kein Mensch halten: ich aber darf nicht länger säumen.

Past. Günther. Nun, Sie können sie ja nicht sogleich gefunden haben. (Er drückt dem Gerichtsfrohn ein Geduldsmittel in die Hand.) Den Augenblick bin ich wieder hier.

Gerichtsfrohn (als Pastor Günther das Zimmer verlassen hatte) Auf eine Viertelstunde kommt's nicht an. (Er setzt sich. Zu Frau Hellmann.) Der verstorbne Tuchmacher Hellmann war Ihr Liebster?

Fr. Hellm. Ja!

Gerichtsfrohn. Aber der junge Hellmann ist Ihr Stiefsohn?

Fr. Hellm. Ja!

Gerichtsfrohn. Nun drum; zur leiblichen Mutter wären Sie auch zu jung, man verfährt auch mit einer leiblichen Mutter nicht so — (Er schüttelt den Kopf.)

Fr. Hellm. Daß der Streich von ihm herkommen müsse, konnt' ich leicht denken.

Gerichtsfrohn. So viel ich gehört habe — Auf Sie ist's am meisten angesehn; denn Sie sollen die beiden Mamsells verführt haben, die eine von ihren Verwandten, die andere von der Herrschaft wegzulaufen.

Fr. Hellm. (schlägt die Hände zusammen) Welche Gräuel!

Gerichtsfrohn (zu Julien) Und weil sich nun das Schreiben da von Ihren Eltern zugleich gefunden hat, so ist die Sache um so glaublicher.

Julie. Unerhört! Die Bosheit verschiedner Menschen muß zusammen treffen, um Unschuldigen ein strafbares Ansehn zu geben.

Gerichtsfrohn. Ja — ich wollte, daß der Herr Pfarrer käme.

Fr. Hellm. Nur einen Augenblick noch Geduld. (Sie bewirthet ihn mit einem Frühstück, welches die Müllerin besorgt hatte.)

Die Wohnung der Gräfin.

Die Gräfin. Lotte. Herr von Lautersee (kommt herein gefahren.)

Hr. v. Lautersee. Ich erfuhr von Ihren Bedienten, daß Sie hier sind — Aha! Fräulein Lotte!

Die Gräfin. Sie sind heut erst angekommen?

Hr. v. Lautersee. Ich bin seit gestern Abends hier.

Die Gräfin. Und ich seit ein paar Stunden, um Ihre Cousine zu holen, und noch eine gute Person mitzunehmen.

Hr. v. Lauterſee (zu Lotten) Du ſiehſt ja aus, als wenn du geweint hätteſt? Jetzt haſt du dazu nicht Raiſon, da du eine ſo gütige Beſchützerin gefunden haſt.

Lotte (der Gräfin ſchmeichelnd) Ja, Couſin, ich freue mich auch; aber die gute Julie und die arme Frau Hellmann!

Hr. v. Lauterſee. Qui ſait qu'il y a? (Nach dem Bericht, den ihm die Gräfin von den Unannehmlichkeiten dieſer beiden Perſonen macht.) Sacredi! — J'irai moi meme a l'hotel de ville pour mettre fin a l'hiſtoire.

Die Gräfin (zu einem Bedienten) Iſt ein Wagen beſtellt?

Bedienter. Ja, er wartet ſchon.

Die Gräfin (zu Lauterſee) So nehmen Sie mich wenigſtens mit; die Vertheidigung eines jungen Herrn möchte verdächtig ſeyn.

(Lauterſee giebt der Gräfin den Arm; ſie gehn ſchnell ab. Da ſie weg waren, kommt Hollmer und Ludwig; der Vorfall wird ihnen erzählt; Ludwig will fort und die Frauenzimmer vertheidigen helfen. Günther ſtellt ihm vor, daß es überflüſſig wäre, und daß die Gräfin und Lauterſee die Sache ſchon durchſetzen würden. Alle waren in Erwartung, Ludwig in großer Unruhe, Hollmer tröſtet Lotten. Die Gräfin kommt endlich zurück, und bringt Frau Hellmann und Julien mit.)

Die Gräfin (scherzhaft) Da bring' ich die Arrestanten. Aber Julie muß nun schon nach Reinsdorf, es hat kein Bitten geholfen. Man hat mir den Brief von den Eltern gezeigt — Stellen Sie Sich vor, Pastor, die Lauterfee hat ihn besorgt; zwar nur unter der Hand, aber es ist doch heraus gekommen.

Günther. Ich hab's mir wahrlich vorgestellt!

Julie (weinend) Kann man so grausam seyn, und sich an einem so geringfügigen Geschöpf rächen?

Ludwig. Sie kann unmöglich fortgebracht werden, unmöglich.

Lotte. Nein, durchaus nicht.

Die Gräfin. Nun so verhindert's, wenn ihr könnt; sonst kann es niemand, weil es ihre Eltern sind, die sie fordern. Lauterfee hat mich, Julien mit hieher zu nehmen, um ihr, so lange sie noch hier ist, Beleidigungen zu ersparen. Er ist höchst unzufrieden mit seiner Mutter, und da der Magistrat selbst nicht anders kann, als sie den Eltern überschicken, so will er es wenigstens dahin zu bringen suchen, daß sie bequem und ohne Aufsehn reise.

Julchen begab sich nun in das Vorzimmer; Frau Hellmann und Günther folgten ihr, um sie zu trösten. Ludwig bat zu den Füßen der Grä-

sin um Mitleid für Julien; sie konnte ihm kaum bedeuten, daß sie nichts in der Sache zu ändern vermöge. Hollmer rufte ihn auf die Seite, und gab ihm allerhand Gründe zur Beruhigung an die Hand. Er schlich zu Julien, sagte ihr so viel, daß sie nun wußte, ihr Liebhaber werde das Leben wagen, um sie aus den Händen ihrer Stiefmutter zu reißen, und nicht umhin konnte, ihm Gegenliebe sehn zu lassen; es ward, wo möglich, ein Briefwechsel abgeredet. Auch Lotte machte es mit Julien aus, daß diese ihr Nachricht von sich geben sollte, und versprach zu antworten. Herr von Lautersee kam zurück, hatte alles auf's beste besorgt, benahm sich sehr vernünftig gegen Julien, gab der Gräfin Reisegeld für sie, und bat ihr solches unter Verschweigung seines Namens einzuhändigen, welches aber, indem die Gräfin selbst etwas hinzufügte, durch Frau Hellmann besorgt wurde. Lautersee war still und niedergeschlagen, nahm die Einladung der Gräfin zum Mittagsessen nicht an, versprach aber bald nach Rosenau zu kommen, und empfahl ihr Lotten. Ludwig war bei Tische nicht sonderlich gestimmt; die Gräfin, Hollmer und Günther suchten umsonst, ihn aufzumuntern. Lotte hatte Erlaubniß erhalten, mit Frau Hellmann und Julien im Vorzimmer zu speisen, weil sie sich bis zu ihrer Abreise nicht von ihr trennen wollte.

Nach etlichen Stunden kam eine Chaise, in welcher die Müllerin saß, die, um sich der Sache mit anzunehmen, zum Magistrat gelaufen war, und sich angeboten hatte, Julien zu begleiten, welches ihr auch unter sichrer Gewährleistung vergönnt ward. Julien gab die Begleitung dieser ehrlichen Frau viel Trost; sie konnte ihrer Meinung nach das Zeugniß ihrer Unschuld ablegen, welches wenigstens ihr Vater würde gelten lassen. Die Gräfin erbot sich, ein Schreiben an Madam Weißenberg mitzugeben, worinnen auch sie Juliens Unschuld vertheidigte, und diese nahm es mit Freuden an. Etwas erleichtert und unter dem Zuspruch der ganzen Gesellschaft, trat diese nun mit der ehrlichen Müllerin ihre Reise an, Ludwig begleitete sie an den Wagen, Lotte lief mit hinunter, und konnte sich kaum von ihrer Freundin losreißen.

Die Gräfin Eberstein reiste noch denselben Tag mit ihr, dem Pastor Günther und der Frau Hellmann zurück, Ludwig und Hollmer blieben, verschiedentlich gestimmt, in Leipzig; der erste war untröstlich über Julien, der letzte predigte ihm philosophische Gründe zur Beruhigung, welche er desto gelaßner vortragen konnte, da er selbst nicht litt, sondern die Erlaubniß hatte, oft nach Rosenau zu kommen, wo seine Geliebte war. Schon den nächsten Sonntag benutzte er diese Erlaubniß,

und Ludwig, der Julien bereits eine traurige und liebevolle Epistel nachgeschickt, und nach ihrer Anweisung an den Wirthschaftsschreiber zu Reinsberg addressirt hatte, begleitete ihn, indem er sehnlich der Antwort harrte.

Monsieur Christian konnte nicht verlangen, für seine, an der Frau Hellmann verübte Bosheit, ganz ungestraft zu bleiben. Ludwig und seine Freunde bestimmten ihm eine ansehnliche Tracht Schläge, und paßten ihm auf, um sie seinem Rükken zu überliefern. Ludwig machte aber mit ihnen aus, daß keiner Hand an ihn legen sollte, als er allein, welches auch vollzogen wurde. Diese Execution zog den Mitverschwornen einige Tage, Ludwigen aber vierzehn Tage Carcer zu.

Frau Hellmann gewohnte in Rosenau bald ein, die Gräfin gewann sie lieb, behandelte sie als Freundin, und theilte die Aufsicht über Fräulein Altstein mit ihr. Lauterse gerieth mit seiner Mutter in heftigen Wortwechsel, welchen, so sehr er sie auch zu schonen suchte, ihre Bosheit veranlaßte; sie übergab ihm Lauterse, und begab sich auf ein ihr zum Wittwensitz bestimmtes kleineres Gut bei Plauen, vergaß aber nicht, bei den Abschieds-Besuchen in der Nachbarschaft auf die Gräfin Eberstein Gift zu speien, und allerhand nachtheilige Beschuldigungen auf sie auszusprengen, wozu diese lächelte.

Zwei Wochen verliefen nun ohne weitere Neuigkeiten.

Rosenau den 21sten September.

Der Gräfin Zimmer.

Die Gräfin. Lotte (kommt mit einem Brief.)

Lotte. Ein Brief an mich; er wird von Julien seyn.

Gräfin. So öffne ihn, um der Sache gewiß zu werden.

Lotte. Sie haben ein Recht, liebe Mutter, die Briefe, die an mich kommen, zu öffnen.

Gräfin. Das hab' ich nicht, so lange ich nicht fürchten darf, daß du nachtheiligen Briefwechsel führst. Ich halt' es für Eingriffe in die Rechte eines andern, wenn man fremde Briefe erbricht, und werde also nicht thun, was ich für Unrecht erkenne; also erbrich und lies ihn mir vor, wenn du willst.

Lotte liest:

„Gnädiges Fräulein! Ich ergreife die mir ertheilte Erlaubniß, Ihnen von meinem Zustande „Nachricht zu geben: er ist betrübt und ich bin „Arrestantin. Die Fürsprache der gnädigen Gräfin hat nichts geholfen, meine Stiefmutter erklärt diesen Brief für erschlichen. Ich sitze in

„einem Dachstübchen eingeschlossen, habe eine „tägliche Aufgabe von Arbeit — welche ich aber „als Unterhaltung liebe — muß die Reisekosten „abhungern — wovor mich aber das Geschenk „der Gräfin schützt — und darf nicht frische Luft „schöpfen". (Lotte kann vor Schluchzen nicht weiter lesen, und giebt der Frau Hellmann, die unterdessen herein gekommen war, den Brief; diese fährt fort.) „Kein „Mensch ist zu meinem Beistand hier; meine „Schwester, Caroline, ist mit der Baron Wel„lenfels ins Hannövrische gereist, und mein Va„ter nicht zurück gekommen. Man sagt, er sey „den ersten dieses Monats nach Leipzig gegangen, „mich abzuholen, und doch hab' ich ihn nirgends „angetroffen, als ich hieher reiste. Sollte er „krank geworden und wo liegen geblieben seyn, „sollte ich meine einzige Stütze verloren haben? „Ach! Nur allzu oft dringt sich mir der schreckli„che Gedanke auf, daß er durch irgend einen „Zufall sein Leben eingebüßt habe — Was bleibt „mir denn noch übrig, als Elend und Thränen! „O! bestes Fräulein Lottchen, thun Sie doch „ja in Ihrem Leben keinen übereilten Schritt! „Laut sagt mir das Gewissen, daß meine Flucht „nach Leipzig, die ich für so gut ausgedacht hielt, „all' dieß Elend bewirkt, daß sie meinem Vater „so viel Verdruß und Kummer gemacht, und „ihm vielleicht gar das Leben gekostet hat. Dann

„meine Theure, hasse ich mich unaussprechlich, „und alles was ich leide, scheint mir gegen das, „was ich verdiene, viel zu gering. Wie glück„lich sind Sie unter der Aufsicht der liebreichen „Gräfin von Eberstein, wo Ihr Schicksal gesi„chert ist! Legen Sie mich dieser verehrungs„würdigen Dame zu Füßen; sie zürnt nicht, wenn „ich die Bitte an sie wage, durch ihren Einfluß „Erkundigung von meinem Vater einzuziehn. „Meine liebe Freundin, die Frau Hellmann, um„arme ich und drücke Sie, liebes Fräulein, an „mein Herz; vergessen Sie einer Unglücklichen „nicht ꝛc.“

Die Gräfin und Frau Hellmann riethen hin und her, wo Herr Weißenberg seyn müßte, argwohnten dieß und jenes, und verwarfen diese Muthmaßungen wieder. Pastor Günther ward citirt; die Urtheile gingen auf's neue an; es ward beschlossen, sich in und um Leipzig, ja auf dem ganzen Wege von Leipzig bis Saalfeld, um Nachrichten von Weißenbergen zu bemühn. Günther reiste deshalb nach der Stadt, um es auf der Post bekannt zu machen, und erfuhr von Ludwigen, daß Julie auch ihm geschrieben, und eben den Auftrag gegeben hätte. Dieser war noch im Carcer, und wartete sehnlich seiner nahen Erlösung, um in der Sache thätig zu seyn. Lotte

mußte Julien antworten, sie trösten, und ihr die getroffnen Anstalten bekannt machen.

Rosenau, den 23sten September.

Die Gräfin mit Lotten im Garten.

Frau Hellmann (kommt.)

Fr. Hellm. Sie haben eben einen Besuch bekommen, gnädige Gräfin, Herr von Altstein ist angelangt.

Lotte. Mein Vater? Ach! Jesus! Er wird mich doch nicht mitnehmen wollen? (Zur Gräfin.) Mutter, liebe Mutter, ich gehe nicht von Ihnen.

Die Gräfin. Du sollst auch nicht — Er wird dich nicht mitnehmen; aber sein Besuch soll uns willkommen seyn, nicht wahr? Er ist ja dein Vater!

Lotte. O! ja, gnädige Frau, ich werde mich freu'n, ihn zu seh'n, und liebe ihn gewiß von Herzen; aber ich weiß nicht — es ist mir so Angst.

Die Gräfin (zu Frau Hellmann) Wo ist er denn?

Fr. Hellm. Er wollte nicht vor Ihnen erscheinen, bis er gefrühstückt hätte, weil er noch nüchtern wäre; ich hab' ihn in's Tafelzimmer ge-

führt, und kalte Küche nebst etwas Wein auftragen lassen.

Lotte (beschämt zur Gräfin) Nehmen Sie doch diese Freiheit nicht ungnädig, liebe Mutter!

Die Gräfin. Du bist ein Kind; warum sollt' ich das übel nehmen?

Lotte. Ach Gott! mir klopft das Herz so!

Die Gräfin (zu Frau Hellmann) Liebe Hellmann, geh'n Sie wieder zu ihm hinein, und forschen ein wenig, ob er etwa Absichten auf Lotten hat. In dem Fall schicken wir eilig nach dem Lautersee.

Fr. Hellm. Ich will sogleich geh'n, eh' er fertig wird. Ich dächt' aber, Ihr Gnaden gingen mit Fräulein Lottchen ein wenig weiter weg, ich spreche denn auf alle Fälle, daß Sie spazieren gegangen sind; indessen könnte Herr von Lautersee berufen werden, und Sie hätten Beistand, wenn Sie zurück kämen.

Die Gräfin. Gut, wir wollen auf's Vorwerk geh'n, dort schicken Sie nach uns, oder kommen selbst, uns Nachricht zu bringen. Komm Lotte.

Das Tafelzimmer.

Herr von Altstein saß am Tische, hatte Essen und Wein vor sich stehn, Frau Hellmann trat

in's Zimmer, und schickte den aufwartenden Bedienten weg.

Hr. v. Altstein. Ich lasse mir's schmekken, junge Frau!

Fr. Hellm. Das thun Sie nur, Herr von Altstein. Wollen Sie etwa eine andre Sorte Wein?

Hr. v. Altstein. Was hat Sie denn noch bei der Hand? (Er nimmt Tobak.)

Fr. Hellm. Bourgogner, Mosler.

Hr. v. Altstein. Ich trinke wohl ein Glas Bourgogner.

(Frau Hellmann bringt ihn, und er trinkt, indem er erst mit Bedacht den Werth desselben kostet.)

Hr. v. Altstein. Ist Sie schon lange bei der Gräfin?

Fr. Hellm. Erst seit etlichen Wochen.

Hr. v. Altstein (schmiert sich ein frisches Butterbrod) So?

Fr. Hellm. Sie wollen also Ihre Fräulein Tochter besuchen? — O die ist recht munter.

Hr. v. Altstein (Reißt ein Stück aus der Rehkeule) Sind sie noch im Garten? (Kaut.)

Fr. Hellm. Nein, sie müssen weiter spazieren gegangen seyn, denn ich fand sie nicht, da ich Ihre Ankunft melden wollte.

Hr. v. Altstein (gießt sich ein) Nun, sie werden wohl wieder kommen. (Er trinkt.)

Fr. Hellm. — Sie können recht vergnügt seyn, Herr von Altstein! Fräulein Lottchen ist in vortrefflichen Händen bei der Frau Gräfin; Sie dürfen ganz ohne Sorgen um sie seyn.

Hr. v. Altstein (essend) Beim Vater ist sie noch besser.

Fr. Hellm. Aber Sie sind Wittwer, und Lottchen ist noch sehr jung, sollte sie nicht besser in weiblicher Aufsicht seyn?

Hr. v. Altstein (indem er sich eingießt) Ein Kind ist immer am besten bei seinen Eltern. (Er trinkt.)

Fr. Hellm. Nachdem es ist; in so guten Händen, wie bei der Gräfin, ist Lottchen gewiß am besten.

Hr. v. Altstein (kauend) Das versteht Sie nicht, meine liebe Frau — Wird die Gräfin allein essen, oder ist sonst jemand da?

Fr. Hellm. Noch weiß ich es nicht, Herr von Lautersee pflegt zuweilen herüber zu kommen.

Hr. v. Altstein (hat den Bourgogner ausgetrunken, und gießt sich wieder Rheinwein ein.) Der Schlingel? Es ist mein Neveu. (Er trinkt.)

Fr. Hellm. Ich weiß es. — Er liebt auch seine Cousine ungemein, und freut sich, daß sie hier ist.

Hr. v. Altstein (nimmt Tobak und präsentirt ihn Frau Hellmann) Was geht ihn das

an? Seine Mutter, die verdammte Hexe, hat ihr genug mitgespielt.

Fr. Hellm. Herr von Lautersee hat sich auch genug darüber geärgert.

Hr. v. Altstein. Nun, so soll sich niemand mehr wegen meiner Lotte ärgern.

Fr. Hellm. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie uns Fräulein Lottchen wegnehmen wollen?

Hr. v. Altstein (stochert sich die Zähne) Ich nehme sie heut Abend mit.

Fr. Hellm. Das thun Sie doch ja nicht, sie ist so gern bei uns; aber die Gräfin wird sie auch gar nicht weglassen.

Hr. v. Altstein. So? Ich will doch sehn, ob ich nicht über mein Kind Herr bin! (Er schlägt auf den Tisch, daß die Gläser klingen) Sie muß mit, oder ich schlage dem Nickel alle Ribben im Leibe entzwei.

Fr. Hellm. Gott behüte! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr von Altstein, auf solche Art vergelten Sie der Gräfin ihr gutes Herz schlecht.

Hr. v. Altstein (steht auf) Laß Sie Ihre Nase hier nur davon, junge Frau, darein hat sie nichts zu reden. (Er geht ans Fenster) Nun, sie werden doch wohl bald wieder kommen? (Er kehrt um und trinkt den Rest Rheinwein aus.)

Fr. Hellm. Es ist noch nicht elf Uhr, sie können leicht noch ein paar Stunden wegbleiben. Wollen Sie indessen in den Garten gehn?

Hr. v. Altstein. Kann man hier nicht eine Pfeife Tobak haben? Ich habe meinen Tobaksbeutel unterwegs verloren.

Fr. Hellm. Sie sind hier bei Damen, wo dergleichen nicht gebraucht wird; allein der Gärtner ist im Orangeriehause, der wird Ihnen dienen können.

Altstein ging in den Garten, und ließ sich vom Gärtner Tobak geben, unterhielt sich mit ihm, und wartete auf die Zurückkunft der Gräfin und seiner Tochter. Frau Hellmann schickte sogleich einen reitenden Bothen mit einem Billet nach Lauterse, in welchem sie dem Herrn von Lauterse kürzlich Altsteins Ankunft und seine Absicht meldete, und ihn, im Namen der Gräfin, herüber zu kommen bat. Sie eilte dann auf's Vorwerk, dieses den Damen zu berichten. Man überlegte, ob es nicht besser wär', Lotten zu verbergen, und eine Geschichte zu ersinnen; allein das Untaugliche dieses Einfalls fiel zu geschwind in die Augen, um ihn nicht gleich wieder zu verwerfen. Lotte ward also mit der Hoffnung getröstet, daß Herr von Lauterse ihren Vater würde bereden helfen, sie der Gräfin zu lassen, und diese beschloß mit ihrer Pflegetochter zurückzugehn,

um Herrn von Altstein zu empfangen, da er doch nicht ohne das weggehn würde. Das junge Fräulein ging, da sie zu Hause angekommen waren, in den Garten, ihren Vater zu bewillkommen, und zur Gräfin zu führen.

Der Garten.

Herr von Altstein. Lotte.

Lotte. Seyn Sie uns willkommen, liebster Vater! (Sie küßt ihm die Hand.)

Hr. v. Altstein. Nun, bist du hier?

Lotte. Ja Väterchen! Ach! ich bin so glücklich bei der lieben Gräfin!

Hr. v. Altstein. Warum bist du denn ohne mein Wissen und Willen von Borne weggelaufen?

Lotte. Ich dachte, Sie würden so bald nicht wiederkommen, und fürchtete mich, allein zu bleiben.

Hr. v. Altstein. Dachte hin, dachte her! Wenn ich anfange, geb' ich dir ein paar Ohrfeigen, daß dir Maul und Nase blute. (Er hebt die Hand auf.)

Lotte (ausweichend) Verzeih'n Sie, lieber Vater!

Hr. v. Altstein. Unterstehe' dich so was

noch einmal! — Denn heut' Abend nehm' ich dich wieder mit.

Lotte (weinend) Wollen Sie nicht zur Gräfin kommen?

Hr. v. Altstein. Was giebt's zu weinen? (Er hebt die Hand wieder auf.) Ich will dir Thränen machen — Wo ist die Gräfin?

Lotte. In ihrem Zimmer. (Sie gehen zu ihr.)

Das Zimmer.

Hr. v. Altstein. Gehorsamer Diener, meine Frau Gräfin!

Die Gräfin. Seyn Sie willkommen, Herr von Altstein! Es ist mir lieb, daß Sie uns einmal besuchen.

Hr. v. Altstein. Ja, da ich höre, daß Sie meine verlauf'ne Tochter aufgenommen haben, so muß ich sie doch hier suchen.

Die Gräfin. Sie müssen das so nicht nehmen; Lottchen hat Ihnen nicht zur Last seyn wollen. Es ist freilich ein Fehler, daß sie Ihre Ankunft nicht abgewartet hat, sie hätte um Erlaubniß bitten sollen; aber vergeben Sie es der Flüchtigkeit der Jugend!

Hr. v. Altstein (zu Lotten) Es mag so hingeh'n — Nur daß du künftig gehorsamer bist!

Die Gräfin. Sie wird schon die schuldige Achtung für ihren Vater zu beobachten wissen.

Hr. v. Altstein. Ich danke Ihnen, Gräfin, daß Sie ihr den Aufenthalt bei Ihnen so lange haben verstatten wollen; jetzt soll sie wieder mit mir nach Hause.

Die Gräfin. O! lassen Sie mir doch Lottchen!

Hr. v. Altstein. Erlauben Sie immer, daß ich sie wieder mitnehme.

Lotte. Lieber — (Die Gräfin winkt ihr zu schweigen, und nimmt das Wort.)

Die Gräfin. Aber warum wollen Sie mir Ihre Tochter nicht lassen? Sie ist ja besser hier — (Lächelnd) Ihr Männer wißt nicht, was ihr mit den Töchtern anfangen sollt.

Hr. v. Altstein. Seyn Sie nur ohne Sorgen, ich werde das schon wissen, meine Frau Gräfin.

Die Gräfin. Es ist Ihr Kind, ich kann es Ihnen nicht vorenthalten.

Hr. v. Altstein. Das weiß ich.

Die Gräfin. Indessen dächt' ich nicht so einen trocknen Ton — daß ich's recht gelind benenne — zu verdienen.

Hr. v. Altstein (nimmt Tobak) Ja, verzeihn Sie, ich bin kein Komplimentenmacher. Ich

dank Ihnen nochmals, daß Sie meine Tochter ein Veilchen gefüttert haben, nun will ich sie selbst füttern.

Die Gräfin. Das Füttern ist wohl das wenigste.

Hr. v. Altstein. Je nu, zu andern Dingen wird auch wohl Rath werden.

Die Gräfin und Altstein führen in diesem Ton noch eine Weile fort; diese schwieg endlich. Altstein musterte an Lotten, was nicht zu mustern war, besah die Tableau's im Zimmer, pfiff dazu, und war überhaupt äußerst unartig. Herr von Lauterfee erschien.

Hr. v. Altstein. Nu, Monsieur Flittig, wo kommt Er her? Ihn hat wohl der T... überall.

Hr. v. Lauterfee. Ich dächte, lieber Onkel, was mich beträfe, so hätt' ich so ziemlich einen bestimmten Wohnort.

Hr. v. Altstein. Das ist gut für Ihn. Wie befindet sich denn Seine Mutter, das Rabenvieh?

Hr. v. Lauterfee. Je vous supplie mon cher Oncle, vous parlez de ma mere.

Hr. v. Altstein. Ach! red' Er Deutsch mit mir, ich bitt' Ihn gar schön — Er nimmt's wohl übel, daß ich nicht noch Bücklinge für die schöne Begegnung mache, die sie dem Mädel da

erwiesen? Die geht artig mit ihren Verwandten um.

Hr. v. Lautersee. Es kommt aber einem Sohn nicht zu, schlecht von seiner Mutter sprechen zu hören — Was Lottchen betrifft, so bin ich selbst froh, daß sie jetzt in den Händen der Gräfin ist.

Hr. v. Altstein. Sie soll künftig in meinen Händen seyn.

Die Gräfin. Ja — denken Sie Lautersee, Herr von Altstein will mir Lottchen nicht lassen.

Hr. v. Lautersee. Ah! — lieber Onkel, das kann nicht Ihr Ernst seyn!

Hr. v. Altstein. So mein Ernst, daß ich mir's ausbitte, nicht ein Wort mehr dagegen zu reden — Sackerment noch einmal, warum soll ich denn meine Tochter nicht selbst bei mir haben können?

(Lotte wollte hinaus gehn, Altstein schleuderte sie zurück.)

Hr. v. Altstein. Wo will Sie hin? Bleib Sie mir unter den Augen, oder das Wetter soll sie holen!

Die Gräfin. Wissen Sie, Herr von Altstein, daß ich anfange, Ihre Unarten übel zu nehmen?

Hr. v. Altstein. Bitte tausendmal um Vergebung, meine gnädige Hofdame, daß ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Lotte. O! vergeben Sie ihm, englische Mutter! — Lieber Vater, ich unterwerfe mich ja gern Ihrem Befehle, nur schonen Sie meine Wohlthäterin.

Hr. v. Altstein (giebt ihr eine Ohrfeige) Schnappermaul, ich werde schon selbst wissen, was ich zu thun habe.

Die Gräfin verließ das Zimmer, Lauterse redete dem Herrn von Altstein auf das dringendste zu, Lotten bei ihr zu lassen, es half aber nichts. Endlich bat er, daß er ihm doch erklären möchte, wodurch er seine Tochter anständig erhalten wollte. Altstein erzählte ihm, wie er sie in Dreßden präsentiren, wie sie an dem Hof ankommen sollte, und ein guter Freund Caution für ihn machen wollte, um ein churfürstliches Amt zu pachten, wozu er seine Tochter brauchte. Es ward endlich zu Tische gerufen; er aß und trank, als ob er nicht gefrühstückt hätte.

Die Gräfin machte noch etliche Versuche, Lotten zu behalten; aber er war unbeweglich, wiederholte die Geschichte, die er dem Lauterse erzählt hatte, und ward übrigens etwas höflicher. Die Gräfin mußte sich's gefallen lassen, daß er

seine Tochter mitnehmen wollte, und auch Lautersee konnte es, so sehr er sich ärgerte, nicht verhindern. Altstein ging nach dem Essen allein mit Lotten in den Garten, und schilderte ihr das Glück, zu welchem sie bestimmt wäre, mit so reitzenden Farben, daß sie sich halb und halb beruhigte; dennoch packte sie unter vielen Thränen ihre Sachen zusammen. Frau Hellmann half ihr einpacken und weinen; die Gräfin kam dazu, und konnte sich selbst der Thränen nicht enthalten, versprach aber Lotten, sie nicht zu verlassen, und genaue Erkundigung einzuziehn, in welchen Zustand sie ihr Vater versetzen würde, auch sogleich, als sie erführe, daß ihre Lage unanständig wär', nebst dem Herrn von Lautersee alle Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden, die in ihrer Gewalt stünden. Gegen Abend kam ein anständiger Reisewagen, sie abzuholen; Altstein bat sich noch ein Glas Wasser aus, und trank bei der Gelegenheit noch eine Bouteille Rheinwein leer. Lotte sank beim Abschied fast ohnmächtig in die Arme der Gräfin; ihr Vater erweckte sie mit Schelten und Fluchen, trug sie in den Wagen, nahm kaum Abschied, und eilte mit seiner Tochter davon. Die Gräfin, Herr von Lautersee, und Frau Hellmann ahndeten nichts Gutes, und sannen auf Anschläge, Lotten wieder zu bekommen.

Des folgenden Tages.

Die Gräfin. Frau Hellmann.

Die Gräfin. Ich habe diese Nacht wenig geschlafen, immer waren meine Gedanken bei der armen Lotte. Mir ist so bange um sie, ich finde alles so leer, meine Hoffnung von so mancher Seite dadurch so zerrüttet, daß sie mir entrissen wurde — kurz, ich bin äußerst mißvergnügt.

Fr. Hellm. Höchst bejammernswerth ist das hoffnungsvolle Fräulein, die nun eben anfing glücklich zu werden, und wieder so ganz unglücklich ist. Kaum kann ich mich des Gedankens erwehren, daß ihr Vater irgend eine schlimme Absicht mit ihr hat.

Die Gräfin. Es ist fast gewiß; er muß Hoffnung haben, eine Art von Glück durch sie zu machen, weil er sie auf eine so übermüthige Art zurück forderte.

Fr. Hellm. Aber man hätte sie ihm doch lieber verweigern sollen.

Die Gräfin. Wer konnte ihm die Tochter verweigern, wenn man sich auch allen seinen Brutalitäten hätte aussetzen wollen? Der Umstand, daß er Vater ist, hätte ihn ja berechtigt, sie mir durch gerichtlichen Befehl abfordern zu lassen.

Fr. Hellm. Ist denn kein Gesetz, das die väterliche Gewalt einschränkt, oder ihren Verlust anerkennt, wenn sie die Kinder unglücklich macht?

Die Gräfin. Wenigstens ist ein solches Gesetz nicht eher wirksam, bis das Unglück der Kinder durch schlecht denkende Eltern erwiesen ist.

Fr. Hellm. Und dann hat dieses Unglück vielleicht Folgen für die ganze Lebenszeit des armen Geschöpfs. Das dünkt mich eben, als sähe der Richter zu, wie jemand vergiftet würde, und bestrafte den Verbrecher erst nach der That.

Die Gräfin. Sie haben Recht, und doch paßt die Anspielung nicht ganz; denn die Ueberzeugung, daß es Gift sey, was so ein Verbrecher jemanden reichen wollte, müßte den Richter bestimmen, auf der Stelle Einhalt zu thun. Aber hier ist ein Fall, wo er bloß nach Muthmaßungen handeln müßte, und das kann er nicht; er entscheidet nur nach Thatsachen.

Fr. Hellm. Eigentlich zielte meine Anspielung bloß auf die Idee, die ich, seit wir in dem alten Ritterbuch lasen, mit mir herumtrage, die Idee nehmlich von einer Art von Vehmgericht, nicht zu heimlicher Rüge und Mord, nicht in verdächtiger Verborgenheit gehalten, sondern von dem Landesherrn autorisirt, nach Regeln einge-

richtet, ganz von dem Rechtsverfahren des dürren Buchstabens abgesondert — So eine, der Wahrheit gemäße Untersuchung, wo der Gekränkte, der Verläumdete, der Gedrückte Schutz fände, wo heimliche Boßheiten beobachtet, entdeckt und bestraft würden, so mancher Dulder oder Dulderin im Innern der Familien Beistand fände, ohne daß er selbst klagen und sich dem Läugnen und den Verdrehungen seines Gegners aussetzen dürfte, wo der Richter nicht nach Auslegungen, Wortspielen und hundert Clauseln im Gesetzbuch entscheiden müßte, bei denen der Beklagte, wenn sein Gegner auch völlig Recht hat, und der Richter es selbst einsieht, dennoch Schutz findet.

Die Gräfin. Ich begreif' Ihre Meinung. Sie wollen von jenem unsichtbaren Gericht, das allenthalben und nirgend war, nur die ins geheim verpflichteten Beobachter beibehalten, welche aber zu einem öffentlichen Gerichtshof gehörten — etwa das Gericht der Sitten, oder des innern Unfriedens, oder der verborgnen Ungerechtigkeit genannt — Hab' ich Ihre Idee gefaßt?

Fr. Hellm. Vollkommen.

Die Gräfin. Aber denken Sie nur an die Parteilichkeiten, die auch da vorgehn würden. Nur die strengen Regeln der alten Chevallerie, und die weit heiliger als zu unsern Zeiten ge-

haltnen Eidschwüre, konnten Bürgen der Wahrheit und der Gerechtigkeit bei den Anklägern seyn; und doch muß es am Tage gelegen haben, wie viel verborgner Haß und Nebenabsicht dabei mit gewirkt hat, weil dieß heimliche Gericht ausgerottet wurde.

Fr. Hellm. Ich sehe dieß vollkommen ein. Mein Vorschlag hat, ich muß es bekennen, das Schicksal der meisten Projekte, er erstickt, wie sie an Schwierigkeiten.

Die Gräfin. Bei Ihnen entstand er sehr natürlich, denn Sie hatten die heimlich verübte Boßheit Ihres Stiefsohns im Sinn; aber ganz zu verwerfen wär' er doch nicht, wenn ein Mann mit Kenntnissen ihn vornähme; wer weiß, könnte er nicht was davon brauchen, um einen wohlthätigen Entwurf daraus zu machen, und ihn öffentlich zum Besten zu geben.

Fr. Hellm. Dann hätte der Mann mit Kenntnissen wenigstens das Verdienst, der Vater einer Brochüre zu seyn, die ihrem Verleger Zulauf, und dem Publiko auf acht Tage Unterhaltung verschaffte.

Die Gräfin. Mehr möchte freilich nicht daraus erfolgen. — (Eine Pause —) Ach! Frau Hellmann! gestern um die Zeit wußte ich noch nicht, daß ich meine Pflegetochter verlieren sollte.

Fr. Hellm. Ja wohl, und wir dachten nicht daran, daß aus der kleinen Fete zu ihrem funfzehnten Geburtstage nichts werden würde — Doch vielleicht bekommen wir sie wieder.

Die Gräfin. Lauterse wird wenigstens nicht unthätig bei der Sache seyn.

Fr. Hellm. Ihm muß auch am meisten daran gelegen seyn, Ihr Gnaden seine künftige Gemahlin wieder zu übergeben; denn dazu wollten Sie doch Lottchen erziehen?

Die Gräfin. Ich hätte es gewünscht; aber ich hab' einmal bei Gelegenheit mit ihm darüber gescherzt, da sah ich, daß er andres Sinnes ist; denn er sagte mir im vollen Ernst, daß er ein Mädchen gesehn hätte, die er nun vielleicht bald aufsuchen und fragen wollte, ob sie ihn zum Manne haben möchte. Indessen, ich könnte ja wohl meine Lotte für einen Andern erzogen haben.

Fr. Hellm. Für Herrn von Hollmer?

Die Gräfin. Immer möglich — Eben kommt er — Nun werden wir Elegien über Lottens Abreise hören.

Fr. Hellm.... O! wie so bittersüß er klagen wird!

(Hollmer kommt näher.)

Die Gräfin. Ich gratulire zu glücklich überstandnem Arrest; ein andermal werft euch

mehr zu Schiedsrichtern auf. Und Wagner, der eigentliche Exekutor, sitzt noch im Carcer?

Hr. v. Hollmer. O nein, auch er ist frei.

Die Gräfin (zu Frau Hellmann) Hier haben wir gleich jemanden vom Vehmgericht.

Fr. Hellm. Das ist wahr; nur fürchte ich, daß diese Rechtshandlung einen Christian nicht bessern wird.

Hr. v. Hollmer. Was sollte sie nicht? Wenigstens wird sie ihn behutsamer machen, und zugleich ist ihm die damit verbundne Beschämung einige Strafe.

(Fr. Hellmann geht Wirthschaftsgeschäften wegen ab.)

Die Gräfin. Warum haben Sie Wagnern nicht mitgebracht?

Hr. v. Hollmer. Er ist auf einige Tage verreist.

Die Gräfin. Zu seinen Eltern?

Hr. v. Hollmer. Ich denke, daß er diese Tour genommen hat.

Die Gräfin. Sie denken es bloß? Ihr Freund sollte Ihnen nicht genau gesagt haben, wo er hinginge?

Hr. v. Hollmer. Man hat oft selbst für seine Freunde Geheimnisse.

Die Gräfin. Oder bittet diese Freunde, die Geheimnisse nicht auszuplaudern. Was

aber können Sie davor, daß ich's merke, wo er hin ist?

Hr. v. Hollmer. Ihr Gnaden sind so scharfsinnig, daß sich nicht viel vor Ihnen verbergen läßt.

Die Gräfin. Ohne großen Scharfsinn läßt sich's errathen, daß er seinen Weg in die Gegend von Saalfeld genommen hat. Dieß zu wissen, bedarf ich in der That keine geheimen Künste zu besitzen; denn daß Wagner in Julien verliebt ist, hat er mir in Leipzig deutlich genug gezeigt. (Hollmers Gesicht sagt der Gräfin, daß sie's errathen habe.) Was will er aber bei ihr? — ihr Schicksal noch schlimmer machen?

Hr. v. Hollmer. Sie sind eine Fee, Gräfin, vor der man nichts verhehlen kann — Ich verrathe also meinen Freund nicht, wenn ich bloß bekenne, was Sie schon wissen; aber entschuldigen darf ich ihn. Seine Absicht bei dieser Reise geht mehr dahin, Herrn Weißenberg aufzusuchen, als bloß Julien zu seh'n; doch will er sie zugleich ein wenig trösten, und wo möglich, die Stiefmutter für sie zu gewinnen suchen.

Die Gräfin. Ein sehr weiser Vorsatz, daß er für sie sprechen will, da es doch in die Augen leuchtet, daß die Fürsprache eines jungen Menschen sie nur mehr auf das Mädchen erbittern wird! — Ja! ihr jungen Leute, ohne Men-

schenkenntniß, macht zuweilen Streiche, daß es bald zum Erbarmen, bald zum Lachen ist.

Hr. v. Hollmer. O Gräfin, Sie sind ungnädig auf meinen Freund!

Die Gräfin. Nichts weniger, aber verlegen bin ich über den Erfolg seiner Reise. Uebrigens will ich gern glauben, daß seine Ankunft Julien auf jeden Fall sehr angenehm seyn wird; und da er einmal fort ist, so wünsche ich recht sehr, daß er Weißenbergen auffinden, oder Nachricht von ihm einzieh'n möge; es ist unbegreiflich, wo der Mann seyn kann. Uebrigens, mein lieber Hollmer, finden Sie an mir keine so strenge Moralistin, daß ich die kleinen unschuldigen Liebesgeschichtchen junger Leute becifern sollte. Liebe ist die schönste unter allen menschlichen Neigungen, die, welche am ersten keimt.

Hr. v. Hollmer. Sie ist Gesetz der Natur.

Die Gräfin. Das aber dem Gesetz der Sittlichkeit, und einer Menge Umständen unterworfen ist.

Hr. v. Hollmer. Der Sittlichkeit mag sie immer unterworfen bleiben, aber dieser Menge von Umständen nicht; die Natur macht keine mit uns.

(Hollmer bezeigt, während dieses Gesprächs viel Unruhe.)

Die Gräfin. So muß man welche mit ihr machen. — Aber sagen Sie mir doch, warum Sie so unruhig sind, und sich so oft umsehn, als wenn aus jeder Laube etwas hervorgeh'n sollte?

Hr. v. Hollmer (betroffen) Ich?—(Sich besinnend.) Nun ich vermisse auch jemanden bei Ihnen.

Die Gräfin (ernsthaft) Lotten, nicht wahr?

Hr. v. Hollmer (erschrocken) Darf ich fragen, gnädige Frau?

Die Gräfin. Ohne diese Frage abzuwarten, will ich antworten.

(Sie erzählt ihm die Geschichte des vorigen Tages, Hollmer bezeigt den größten Schmerz, und spricht dabei so schwärmerisch empfindend, daß sie sich einiger kleiner Spöttereien darüber nicht enthalten kann; endlich aber versucht sie ihn zu trösten.)

Die Gräfin. Vielleicht sucht Lauterse doch sie mir wieder zu geben; ich verlasse mich ganz auf ihn.

Hr. v. Hollmer (nach langem Nachsinnen) Gräfin, ich wünschte etwas wagen zu dürfen.

Die Gräfin. Das wäre?

Hr. v. Hollmer. Ich sehe Lottchen als Ihre Tochter an, und muß dazu Ihre Einwilligung haben.

Die Gräfin. Nur nicht so was von Entführung, die doch nicht gelänge, und die ein junger Mensch, wie Sie, nicht unternehmen darf, wenn er dem Mädchen nicht größern Nachtheil zuwege bringen will; dazu könnte ich nun meine Einwilligung nicht geben.

Hr. v. Hollmer. Ihr Gnaden haben mich mißverstanden; erlauben Sie, daß ich sprechen darf.

Die Gräfin. Ich höre.

Hr. v. Hollmer. Wenn Lotte von Ihnen abhinge, und ich beweisen könnte, daß sie auch in Ansehung des Vermögens mit mir nicht unglücklich wäre, würden Sie mir wohl das Mädchen zur Frau geben?

Die Gräfin (lächelnd) Wenn Lotte noch in meiner Aufsicht wäre, und Sie mich das jetzt fragten, so würde ich wegen der Antwort um Aufschub wenigstens von vier oder fünf Jahren bitten.

Hr. v. Hollmer. Gnädige Frau, ich werde in zwei Monaten zwanzig Jahr.

Die Gräfin. Ein mächtiges Alter!

Hr. v. Hollmer. Doch Alters genug, um das Mädchen, mit der ich einst durch's Leben zu geh'n wünschte, wählen zu können.

Die Gräfin. Schön gesprochen! — So hörte ich schon manchen Jüngling deklamiren, der

für seine Geliebte sterben wollte, und nach fünf bis sechs Jahren, während welcher Zeit er das Nehmliche für etliche andere gewollt hatte, recht glücklich und gesund mit einer andern lebte. So möcht's Ihnen wohl auch geh'n, lieber Hollmer! Bedenken Sie nur Lottens Alter: sie ist künftige Woche funfzehn Jahr alt, und ist noch gar nicht ausgebildet; Sie wissen nicht, ob das Mädchen, wenn Sie heirathen können, noch Ihre Liebe verdient, und kennen sie ja überhaupt zu wenig — Nun? Sie hören ja meiner Predigt so andächtig zu, als wenn Sie davon erbaut wären.

Hr. v. Hollmer. Sie, Gräfin, sprechen so schön, daß man immer gern zuhört, wenn man Ihnen auch nicht eigentlich Recht giebt — Erlauben Sie, daß ich jetzt alles kurz beantworte. Da ich Lotten zum ersten Mal sah, machte sie den ersten starken Eindruck auf mein Herz, und ich schwor in mir selbst, keine andre als sie zu lieben.

Die Gräfin. Hätten Sie doch nicht geschworen!

Hr. v. Hollmer. O! Sie spotten meiner.

Die Gräfin. Nicht doch; fahren Sie nur fort.

Hr. v. Hollmer. Ich habe keine Eltern mehr, und diese haben mir ansehnliche Güter im

Baireutschen hinterlassen; nach wenig Jahren hänge ich von mir selbst ab; während dieser Zeit würde die Gräfin Eberstein einen Engel aus Fräulein Altstein ziehen, daß ich also hoffen könnte, der glücklichste Mann zu werden.

Die Gräfin. Ihr Zutrau'n ist mir sehr schmeichelhaft, lieber Hollmer; aber da ich, wie die Sache jetzt steht, die guten Anlagen des Fräulein Altsteins nicht ausbilden kann, indem ich das Recht über sie verloren habe, so weiß ich nicht, was ich mit Ihrer gütigen Erklärung machen soll, oder was Ihnen meine Einwilligung helfen könnte.

Hr. v. Hollmer. Wenn ich sie habe, dann säume ich keinen Augenblick, mich zu Lottens Vater zu begeben, ihm meine Neigung und Absicht kund zu thun, und ihm künftig für sich selbst unter der Bedingung, ein ruhiges Leben zu versprechen, wenn er Lotten wieder in Ihre Hände giebt.

Die Gräfin. Er würde Ihnen diese Bedingung sehr übel nehmen, und sie nicht eingehn, wenn er auch übrigens den Vorschlag bewilligte; und sähe er Sie denn als seinen künftigen Schwiegersohn an, dann läge er Ihnen von dieser Zeit an auf dem Halse, Sie müßten — nicht für seinen Unterhalt, sondern für seine Verschwendungen sorgen — Nein, Herr von Hollmer, diesen

Weg rathe ich Ihnen nie einzuschlagen; er führt sie gewiß nicht zu Ihrem Zweck.

Hr. v. Hollmer. Sagen Sie mir nur, daß Sie es billigten, und gern sähn, wenn Lottchen einst meine Frau würde.

Die Gräfin. Warum sollt' ich nicht?

Hr. v. Hollmer. So mach' ich den Versuch, es koste was es wolle.

Die Gräfin. Ich will recht sehr bitten, nichts, was im geringsten Beziehung auf mich hätte, zu erwähnen. Lassen Sie mich das hoffen; denn ich will mich nicht aufs neue Altsteins Unarten aussetzen, ohne einmal den geringsten guten Erfolg daraus erwachsen zu sehn.

Hr. v. Hollmer. Gut, meine gnädige Gräfin, so bald Sie nicht wollen, soll Ihr Name nicht genannt werden, oder wenigstens nicht in der Art, als ob Sie Sich selbst erböten. Was Ihr Gnaden von den Unbequemlichkeiten sagten, die mir Altsteins Forderungen zuwege bringen würden, so kann ich mich immer damit bei ihm entschuldigen, daß ich noch unter einem Vormund stehe. Gesetzt aber, ich müßte ihm jährlich was aussetzen, gesetzt, er wollte auf einem meiner Güter leben, warum sollte ich ihm diese Versorgung nicht bewilligen?

Die Gräfin. Eine solche Gutmüthigkeit macht Ihnen Ehre, und ich wünschte wohl, daß

alles so nach Ihrer Absicht erfolgen möchte; nur seh' ich vor's erste, daß Ihr Vormund dieß jetzt nicht zugeben wird, und dann fürchte ich, Altstein wird Ihnen, wenn auch alles zu Stande kommen sollte, Ihre Güte wohl bereuen machen.

Hr. v. Hollmer. Mein Vormund ist ein guter Mann, der dergleichen Handlungen eher befördert, als zurück hält, und wird Herrn von Altstein zugleich in Schranken zu erhalten wissen; kurz, ich unternehm's.

Die Gräfin. Ich dächte, Sie sprächen hierüber erst mit Lottens Vetter, dem Herrn von Lauterse; er ist derjenige von ihren Verwandten, der sich am meisten für sie interessirt, und — merken Sie wohl — hat keine Absicht auf sie. Erklären Sie Sich ihm, reiten Sie nach Lauterse, dort werden Sie ihn antreffen.

Hollmer folgte diesem Rath, und ritt sofort nach Lauterse. Er wurde mit seinem Vorschlag gut aufgenommen, und begab sich noch denselben Tag mit Herrn von Lauterse nach Borne, wohin aber Altstein mit seiner Tochter gar nicht gekommen war; auch ließen sich nirgend umher Nachrichten von ihnen einzieh'n. Lauterse dachte nun an Altsteins Aeußerung, Lotten nach Dreßden zu bringen, und versprach Hollmern mit dahin zu gehn, um für ihn zu werben, weil doch alle Luftschlösser, die Altstein sich wegen der Hofstelle

und der Pachtung machte, von sich selbst zerrinnen, und Lotte unglücklich werden würde; deswegen hielt er Hollmers Vorschläge für sehr willkommen, und hoffte, daß auch sein Onkel dadurch würde bewogen werden, sie wieder nach Rosenau zu bringen. Er ging mit Hollmern nach Lauterse zurück; sie waren den Abend vergnügt zusammen, und den folgenden Morgen reiste Lauterse nach Dreßden, Hollmer aber nach Rosenau, der Gräfin von seinen Verrichtungen, Lauterse's Reise und Vorhaben Nachricht zu geben, wozu diese mehr Glück wünschte, als hoffte. Hollmer aber, welcher leicht Hoffnungen faßte, jubelte schon dem besten Erfolg entgegen, und kehrte vergnügt nach Leipzig zurück, wo er auf seines Freundes Ludwigs Ankunft mit Ungeduld wartete, um ihn von den getroffnen Anstalten zu unterrichten. Lauterse fand Herrn von Altstein nicht in Dreßden, und alle Nachfrage, die er sowohl dort als auf der Rückreise that, verschaffte ihm keine Kunde von demselben. Er ging nach Leipzig, Hollmern davon zu benachrichtigen, erfuhr aber durch ein zurück gelaßnes Schreiben von demselben, daß er vor zwei Tagen eine Bothschaft von Ludwigen erhalten hätte, nach deren Inhalt er auf etliche Tage verreisen müßte; nach seiner Zurückkunft aber würde er sogleich nach Lauterse kommen. Er traf

von ohngefähr Herrn Wagner aus Neustadt, welcher seinen Sohn in Leipzig besuchen wollte. Nach gemachter Bekanntschaft gingen sie zusammen nach Rosenau, in der Hoffnung, Hollmern und Ludwigen vielleicht dort schon zu finden, oder doch Nachricht von ihnen zu erhalten. Lauterse benachrichtete die Gräfin von seiner fehlgeschlagnen Reise, und beide waren wegen Lotten sehr unruhig. Wagner ließ sich's einige Tage in Rosenau wohl seyn, hoffte von dem Außenbleiben seines Sohns nichts Schlimmes, weil ein so wohl gezog'ner Cavalier, als Herr von Hollmer, ihm nachgereist wäre, und sie sich also an Einem Orte befänden. Er mißbilligte es auch nicht, daß er zur Entdeckung des Pachters Weißenberg, und zur Erleichterung seiner Tochter verreist wäre; denn sagte er, das ist adlich und ritterlich gedacht, und ich sehe, daß ich mich nicht in Ludwigen betrogen habe, da ich beständig etwas Erhab'nes in seinen Gesinnungen zu sehen meinte. In dieser Ueberzeugung reiste er nach Neustadt zurück, und ärgerte sich zum voraus, daß er sie seiner Frau nicht eben so werde geben können, die er, weil sie täglich kränklicher wurde, noch dazu schonen mußte; doch verließ er sich auf den Pastor Schön, welcher seit einiger Zeit viel Vertrauen bei ihr gewonnen hatte. Wie das zugegangen war, und was der Senior verbrochen

hatte, weswegen sich Madam Wagner gänzlich gegen ihn erklärt, wurde, als Wagner in Rosenau war, der Gräfin und Frau Hellmann von ihm mit vieler Freude erzählt. Diese Veränderung gereichte der guten Meinung von der Bürgermeisterin zum völligen Beweis; man sah, daß ihre Frömmigkeit nicht Heuchelei war, und daß sie den Senior nur so lange geschätzt hatte, als sie ihn für einen aufrichtig frommen Prediger hielt.

Die Gräfin bekam Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Dieser gab ihrer Aufmerksamkeit eine neue Richtung; sie mußte nun selbst nach Berlin gehn. Indessen empfahl sie der Frau Hellmann nicht nur ihre häuslichen Angelegenheiten in Rosenau; sondern setzte sie auch zur Sachwalterin der bisher erwähnten, mit der Vollmacht, wo sie einem oder dem andern ihrer Bekannten, die sämmtlich in kritischer Verfassung waren, dienen könnte, es an ihrer Stelle zu thun; doch mit Zuziehung des Pastor Günthers, wenn dieser von der kleinen Geschäftsreise, die er eben that, zurück wäre. Auch gab sie ihr Vollmacht, Lotten, Julien, oder wer sonst Zuflucht brauchte, in Rosenau aufzunehmen, und ihr fleißig Nachricht von allem was vorginge zu geben.

Reinsdorf den 25sten September.

Ein Zimmer in dem alten Schlößchen zu Reinsdorf, der jetzigen Pachterwohnung.

Madam Weißenberg. Ludwig.

Mad. Weißenberg. Vous parlez Francois Monsieur?

Ludwig. Je m' y explique mal ou bien.

Mad. Weißenberg. Ha je vous demande pardon, vous le parlez tres bien.

Ludwig. Ainsi Madame! comme je vous ai dit, j'ai le plaisir de connoitre Mademoiselle votre fille; puis j'avoir l'honeur de la voir?

Mad. Weißenberg. Je suis fachée Monsieur, que vous l'aiyez connu. Elle me fait bien de honte.

Ludwig. Madame, on vous n' a pas dite la verité en ce que — Aber Madam verstehn ja auch Deutsch.

Mad. Weißenberg. Ein klein wenik, ik muß doch lern verstehn — pour pouvoir parler avec ces benets Allemans de domestiques et de paisans, puisque ces betes ne comprennent pas ma langue. Ha c'est un mauvais pois que celuici.

Ludwig. Sehr natürlich, Madam, daß Deutsche Deutsch sprechen. Aber wir kommen von der Hauptsache ab: ich wünschte Sie zu überzeugen, daß die Dame, die Ihnen den Bericht von

Ihrer Tochter Aufführung gemacht, sie offenbar verläumdet hat.

Mad. Weißenberg. Non Monsieur, ne dites pas cela. La lettre que j'ai reçue, montre bien que c'est une tres respectable Dame.

Ludwig. Madam, ich —

Mad. Weißenberg. Mein Err, Sie kann die Stieftochter nich — Aber Sie sind eine junge Mensch; je conçois bien qu'il ne vous deplait pas qu'une fille soit un peu facile.

Ludwig. Madam, Sie lästern Ihre Tochter.

Mad. Weißenberg. Ne vous échauffez pas Monsieur, ce ne sont pas vos affaires — (Nach einer Pause beginnt sie laut aufzulachen —) C'est bien domage qu'un si joli garçon s'amuse de prendre la partie d'une libertine. (Sie wird immer freundlicher.) Mit was kann ik dien? Allons! nous prendrons en attendant une petite collation; j'espere que vous resterez ici cette nuit.

Sie ging hinaus, um die vorgeschlag'ne Collation zu bestellen. Unterdessen beschloß Ludwig, von ihrer Freundlichkeit Nutzen zu ziehn, und ihr ein wenig den Hof zu machen, weil er dadurch vielleicht eher zu seinem Zweck käme. Er nahm also, da Madam Weißenberg wieder hinein kam, einen ganz veränderten Ton an, scherzte, sagte ihr artige Sachen, ließ sich alles, was aufgetragen

war, wohl schmecken, und nahm sie so sehr für sich ein, daß sie, eh' es völlig Abend ward, sich ganz als eine Liebhaberin gegen ihn verhielt, wobei sie alle kleine Tändeleien eines sechzehnjährigen Mädchens ausübte. Ludwig hatte bewilligt, die Nacht da zu bleiben, und alles ging vortrefflich. Immer seines Endzwecks voll, glaubte er, diese Stimmung benutzen zu müssen, und fing wieder von Julien an. Madam Weißenberg aber verbot ihm, nicht mehr von der Elenden zu sprechen, die an dem Tode ihres Vaters Schuld wäre. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß man, aller Nachforschungen unerachtet, nichts von Herrn Weißenberg in Erfahrung gebracht hatte, und wußte so wenig als Madam, was man von der Sache denken sollte; denn er selbst hatte es während seiner Reise nicht an Erkundigungen nach dem Verlornen fehlen lassen. Er rieth ihr, den Fall in den öffentlichen Blättern bekannt machen zu lassen, welches sie sich zwar vornahm, aber deshalb die Kosten nicht tragen wollte, wozu sich Wagner sogleich erbot, und es zu besorgen versprach, wenn er zurück nach Leipzig seyn würde. Diese Willfährigkeit gab ihm ein neues Verdienst in den Augen der Madam Weißenberg. Er glaubte, nun wieder von Julien anfangen zu dürfen, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß die falsche Nachricht, die man ihr aus Leipzig

gegeben, und nicht ihre Tochter, an dem Unglück des Herrn Weißenberg, wofern ihm solches durch seine Reise erwachsen wäre, Schuld sey. Da sie sich gütig und billig gegen ihn stellen wollte, gab sie es zu. Ludwig meinte, gewonnen zu haben, und rückte noch einmal mit der Bitte heraus, ihm mit Julien eine kurze Unterredung zu erlauben. So sehr sie dieß auch verdroß, fand sie es doch nicht für gut, ihren Zorn sichtbar werden zu lassen, sondern schlug seine Anträge dadurch auf einmal nieder, daß sie ihm mit anscheinender Beschämung sagte: Er zwänge sie zu bekennen, daß ihre Tochter wieder, und zwar mit einer Mannsperson entlaufen sey; aber sie bäte ihn, ihrer nicht mehr zu gedenken. Diese Worte wurden mit einem so auffallenden Anschein der Aufrichtigkeit vorgebracht, daß Ludwig, wie vom Blitz gerührt, und von den verschiednen Empfindungen, die sich auf einmal in ihm empörten, bis zur Wuth hingerissen wurde. Ohne sich zu besinnen, wie sehr er sich verrieth, schrie er: Ist es möglich? Julie mit einer Mannsperson entlaufen! Indem er dieses sprach, ging ein Dienstmädchen durch das Zimmer, welches Madam Weißenberg sehr übel anließ, da sie nicht nur über Ludwigs Heftigkeit äußerst betroffen war, sondern auch fürchten mußte, daß ihr unwahres Vorgeben nun widerlegt werden möchte; sie stieß

also. vor Grimm außer sich, das Mädchen fast zur Thür hinaus. Ludwig hatte jetzt keine Ursache mehr, sie zu schonen: er ging unwillig und heftig auf und ab, stand wieder still und überlegte, daß er hier nichts mehr zu thun habe, griff nach seinem Hut, nahm einen kurzen Abschied, und eilte nach der Thür. Sie mußte fürchten, daß er das Mädchen, welches durch die Stube gegangen war, draußen sprechen würde, und hielt ihn zurück, indem sie fragte, wo er hin wollte. Ludwig faßte sich so gut er konnte, und gab vor, daß ihm eben etwas einfiel, weswegen er die Nacht noch fort müßte. Da er sich durch keine Vorstellungen abhalten ließ, so begleitete sie ihn Schritt vor Schritt. Eben als sie nach dem Hofe gingen, wo Ludwig sein Pferd aus dem Stall ziehen wollte, begegnete ihnen das gefährliche Dienstmädchen. Indem nun Madam Weißenberg den Kopf nach der andern Seite gewendet hatte, um einen Knecht, den sie von weitem sah, zu rufen, so ward sie es nicht sogleich gewahr; die Magd aber benutzte den Augenblick, Ludwigen beim Rock zu ziehn und den Kopf zu schütteln; mehr konnte sie nicht, sondern suchte unvermerkt fortzuschleichen. Ludwig ward aufmerksam, schnell begriff er, was das Mädchen ihm zu verstehn geben wollte, und eben so schnell war sein Entschluß gefaßt. Er stand einige Augenblicke wie in Ge-

danken, dann sagte er: Es möchte doch wohl bis morgen früh mit meiner Reise Zeit haben; wenn Sie also erlauben, Madam, so bleib' ich die Nacht hier. Die Erlaubniß wurde mit Freuden gegeben, sie kehrten in das Zimmer zurück, und alles kam bald wieder auf den vorigen freundschaftlichen Fuß. Ludwig wollte nun klüger handeln, als vorher, und zwang sich, Madam Weißenberg die größte Hoffnung zu geben, daß er Julien ganz vergessen hätte, und geneigt sey, einige Tage mit ihr vergnügt hinzubringen, wenn sie ihn da behalten wollte. Sie war entzückt über die Aussicht, einen so liebenswürdigen jungen Menschen in ihren Netzen zu sehn, und dachte sich einige Festtage. Nach dem Abendessen begleitete sie ihn selbst in das für ihn zubereitete Schlafzimmer, und gab zu verstehn, daß sie ihn morgen früh wecken wollte, wenn er zu lange schliefe. Die Nothwendigkeit hatte Ludwigen schon so viel Verschlagenheit gelehrt, daß er sagte: er könnte, da sie ihm so angenehm drohte, leicht verführt werden, es darauf ankommen zu lassen, und nicht eher aufzustehn, bis sie ihn zu wecken käme. Madam Weißenberg wünschte mit dem Vorsatze, diese Intrigue so ernstlich als möglich zu machen, ihrem Gast eine sanfte Ruhe, und suchte nun sich des verdächtigen Dienstmädchens zu versichern; welche aber, um ihr Spiel nicht zu verrathen,

schon im Bette lag, und, als Madam Weißenberg in ihre Kammer kam, sie zu rufen, mit winselndem Ton um Vergebung bat, daß sie schon zur Ruhe sey, und eine schmerzhafte Kolik, als die Ursache davon vorgab. Madam Weißenberg vergab ihr dießmal gern, und war so gütig, ihr zu sagen, daß sie sich ja warm halten möchte; sie bot ihr sogar Thee und Medizin an, welches Dore, die wie alle Mädchen listig war, und nichts, was zum guten Ziel gehörte, versäumen wollte, dankbar annahm. Madam ließ sich so weit herab, es bald zu besorgen; aber nach Verlauf einer Stunde war alles im Hause ruhig und Madam zu Bette.

Ludwig blieb, nachdem er nicht mehr gehn hörte, noch eine halbe Stunde ruhig; dann aber schlich er, das Licht unter seinem Mantel verborgen, aus seinem Zimmer heraus. Er war einige Schritte gegangen, als er ein leises Geräusch hörte, welches ihn beinahe zurück getrieben hätte; doch blieb er, ungewiß, ob er es abwarten und wohin er sich wenden sollte, stehn. Dorens leise Tritte kamen nun näher, die Treppe hinauf, an deren Rande er stand. Vielleicht, dachte er, ist es die Alte, die einen galanten Ueberfall im Sinn hat. Ich will stehn bleiben, und ist sie's, so gäbe ich vor, daß auch ich die Absicht gehabt hätte, ihr einen Besuch zu machen.

Mit diesem Vorsatze nahm er ganz ruhig das Licht unter dem Mantel hervor, und erblickte Doren, welche beim Scheine desselben schneller stieg.

Ludwig. Sucht Sie mich?

Dore. Ja, mein lieber Herr — Wollen Sie Mamsell Julchen sprechen?

Ludwig. So ist sie nicht weggelaufen?

Dore. Gott behüte! Eingekerkert ist sie.

Ludwig. Mädchen, liebes Mädchen, Sie soll einen Louisd'or haben, führ Sie mich nur geschwind zu ihr.

Dore. Stille! Um Gottes willen stille! Kommen Sie, (Ludwig folgt ihr) löschen Sie das Licht aus, und geben Sie mir die Hand. (Ludwig löscht es aus, sie verbarg's in einen Winkel.) So kommen Sie doch.

Ludwig (nimmt die Börse heraus, und giebt ihr ein Stück Geld) Da Kind. Ich hab' erst mein Versprechen erfüllen wollen; es ist Gold, denn ich habe sonst nichts bei mir.

Dore. So dank' ich Ihnen, und nun fort — Ihre Hand!

Ludwig (giebt sie ihr, und fragt im Gehn) Weiß Julie, daß ich hier bin?

Dore. Freilich. Ich konnte einen Augenblick mit ihr sprechen, da sagte ich, Herr Wagner von Leipzig wäre angekommen. Ich habe doch Ihren Namen recht verstanden?

Ludwig. Ganz recht. Was sagte Julie?

Dore. O sie freute sich erschrecklich — Kommen Sie nur. Aber in ihr Stübchen kann ich Sie nicht bringen, dazu hat die Stiefmutter den Schlüssel; Sie müssen durch's Fenster mit ihr sprechen, und Sich's gefallen lassen, auf einer Leiter hinauf zu steigen.

Ludwig. Um Julien willen klettre ich Felsen empor — Weiß sie, daß ich komme?

Dore. Je nun ja, ich hab' ihr's versprochen, da ich hörte, daß Sie die Nacht da bliebet. — Sehn Sie, hier ist eine Leiter, helfen Sie anfassen, dort vor jenes Fenster wollen wir sie tragen — So, nun steigen Sie frisch; Jungfer Julchen ist am Fenster; nur machen Sie keinen Lärm.

Ludwig (im Steigen) Nicht doch — (Da er das Fenster erreicht hat) Julie! meine Julie! (Er reicht ihr die Hand.)

Julie (auch die Hand reichend) Ach! Wagner, Sie sind hier? — Gott, was unternahmen Sie!

Ludwig. Liebes, theures Mädchen, fürchten Sie nichts — Kommen Sie, fliehn Sie mit mir,

Julie. Unmöglich! Nein Wagner, dieß kann ich nicht; es wäre zu verdächtig, und würde alles, was Frau von Lautersee gegen mich

ausgesagt, wahrscheinlich machen; mein Ruf wär' auf ewig hin.

Ludwig. Sie wollen also eine Gefangne bleiben?

Julie. Es kann nicht so lange mehr dauern; denn da mein Vater — Ach! Jesus, mein armer Vater! wissen Sie nichts von ihm?

Ludwig. Noch nichts, aber beruhigen Sie Sich, es sind von allen Seiten Anstalten gemacht.

Julie. Wie kann ich mich beruhigen, da ich ihn verloren habe; denn läßt sich's wohl denken, daß er nicht wenigstens Nachricht von sich geben sollte, wenn er nicht todt wäre?

Ludwig. Leider ist das freilich wahrscheinlich; desto weniger sind Sie gehalten, Sich länger von der Stiefmutter plagen zu lassen.

Julie. Ach! Sie würden mich kaum mehr kennen, so hat der Gram an meiner Gesundheit genagt, seit wir uns nicht sahn.

Es entstand ein Geräusch im Hofe, und es ward gesprochen. Julie zitterte; Ludwig hielt's für das Beste, sich zum Fenster hinein zu schwingen, und, wie die Furcht oft Kräfte und Behändigkeit giebt, so half sie ihm auch hier glücklich in's Zimmer. Dore lief unten eilig weg, und die Leiter schlug um; das Gemurmel dauerte im Hofe fort, und kaum stand Ludwig bei der er-

schrocknen Julie, als schnell die Thüre aufgeschlossen ward, und in Furiengestalt Madam Weißenberg erschien. Es ist nicht zu erfahren gewesen, ob sie Ludwigen in seinem Zimmer hatte überfallen wollen, oder ob der Argwohn sie munter erhalten, und ihr die geheimen Anstalten Ludwigs und Dorens verrathen hatte; genug, sie erschien — Ihre Wuth fuhr zuerst durch einen grimmigen Blick auf den zu Stein gewordnen Ludwig, und dann durch ihre Hände auf die ohnmächtige Julie, welche, indem Mad. Weißenb. sie mit geballten Fäusten in's Gesicht schlug, schnell wieder Leben bekam, und überlaut schrie, da sie ihren Liebhaber und ihre Mutter handgemein sahe. Denn dieser riß die grimmige Dame mit aller zurück gekommnen Besinnungskraft von seiner Geliebten weg, und begann mit ihr, welche Deutsch und Französisch schimpfte, zu ringen. In diesem Augenblick wurde auf dem Hofe Feuer geschrien, und da alle, wie mechanisch, die Köpfe nach dem Fenster drehten, sahn sie schon an einem Seitengebäude Flammen ausbrechen. Madam Weißenberg lief mit dem Ausbruch des Schreckens davon, und Ludwig, der es für Pflicht hielt retten und löschen zu helfen, eilte eben so schnell ihr nach, kehrte aber auf dem halben Wege wieder um, Julien, welcher das Blut aus der Nase strömte, und die so betäubt war, daß sie auf der

Stelle stehn geblieben, nochmals zur Flucht zu ermuntern, die bei dieser Gelegenheit so leicht war. Er rieth ihr, in der Geschwindigkeit, am Ende des Dorf's, nach Saalfeld zu, seiner zu warten. Mit aller Begierde hier thätig zu helfen, eilte er dann wieder fort, und Julie erwachte, wie aus einem Schlafe, raffte in der Geschwindigkeit von ihren Sachen zusammen, was sie in der Nähe fand, band es in ein Tuch, und gewann glücklich die Hausthür, ohne daß ihre Stiefmutter, die mit Ausräumen beschäftigt war, es sah oder verhindern konnte. Sie glaubte, daß, da ohne dem Hände genug ausräumen hälfen, ihr Beistand entbehrlich sey. Hingegen stand ihr eine schreckliche Behandlung bevor, wenn sie abwartete, bis Madam Weißenberg wieder Zeit hätte, an sie zu denken; also eilte sie dahin, wo Ludwig sie aufzusuchen versprochen hatte, und verbarg sich hinter einem Bauernhause. Ludwig, welcher sich als Knabe schon in Neustadt mit vieler Verwegenheit bei einem entstandnen Feuer unter die Löschenden gemacht hatte, arbeitete hier mit so viel Dreistigkeit und Geschicklichkeit, daß der brennende Giebel fast durch ihn allein herab gestürzt ward. Er verstand sich auf's Klettern und scheute keine Gefahr. Schnell kroch er, mit einer Stange versehn, durch eine, in dem nehmlichen Gebäude befindliche Dachkammer auf das Dach,

und stieß die brennenden Balken des Giebels herunter. Es gelang ihm mit jedem Stoße das Ganze wankender zu machen; der letzte war so kräftig, daß der Giebel einstürzte; aber Ludwig verlor das Gleichgewicht, und stürzte nach. So bald der Giebel oben zu wanken anfing, hatten sich alle, die umher standen, zurückgezogen, ein allgemeines Geschrei begleitete Ludwigs Fall, welcher ohne Zweifel nicht ganz gesund aufgestanden, wenn er nicht auf einen Haufen Strohgeniste gefallen wäre, welches man aus der anstoßenden Scheune heraus geworfen, und in der Verwirrung hatte liegen lassen. Das Stroh brannte schon, und die darauf fallenden Brände des eingestürzten Giebels entzündeten es bald noch mehr. Aber Ludwigs Schutzgeist hatte diesen Bränden vermuthlich den Schwung angewiesen, den sie nehmen sollten, denn keiner traf auf Eine Stelle mit ihm; die Funken und das brennende Stroh, auf das er fiel, konnten ihn nicht beschädigen, da seine Kleider, welche man, als er auf dem Dache war, durch das Spritzen völlig eingenäßt hatte, sie wieder löschten; er stand also zum Vergnügen aller, die sich um ihn drängten, und ihn längst bewundert hatten, gesund auf, wenn man einige starke Kontusionen für nichts rechnen will, und gegen die wahrscheinlich gewesene Gefahr nicht rechnen kann. Ludwig war wieder so thätig,

als wenn ihm nichts widerfahren wäre; man folgte ihm bei dem übrigen Benehmen, um das Feuer vollends zu dämpfen, wie einem sachkundigen Mann, oder vielmehr wie einem Engel; denn die Bauern, welche ohnehin nicht wußten, wo der schöne Jüngling hergekommen war, die wesentliche Hülfe aber, die er ihnen geleistet hatte, mit Erstaunen sahn, und ihn von dem schweren Fall unbeschädigt hatten aufstehn sehn, hielten ihn für eine von Gott geschickte Erscheinung, und wären auch nachher immer dabei geblieben, wenn das Gesinde des Hauses sie nicht anders berichtet hätte. Demohnerachtet aber entspann sich nachher die Sage, daß ein Engel, vermuthlich auf Bitte des ehrlichen Herrn Weißenberg, den man für todt hielt, in Menschengestalt erschienen, das Feuer gelöscht, und Julien aus den Händen ihrer Stiefmutter befreit habe.

Das Feuer wurde gedämpft, und jedermann bekannte, daß der schöne Jüngling hierzu das meiste beigetragen hätte. Sobald die wahrscheinliche Gefahr vorbei war, eilte Ludwig in das Wohnhaus zurück, zu sehn, ob Julie seinem Rathe gefolgt, oder noch da sey. Madam Weißenberg kam ihm mit der Frage entgegen: wo sie wäre? Dore, die in der Nähe war, erklärte ihm diese durch den Bericht, daß Mamsell nirgends zu finden sey; und ohne ein Wort weiter

zu verlieren, eilte er auf diese Nachricht fort, das Dorf lang nach der Straße von Saalfeld zu. Aber wo sollte er, da alles um ihn her finster war, Julien finden? Er rief sie bei dem letzten Hause rechts der Straße, bekam aber von der linken Seite her Antwort lief dahin, rief noch einmal, und Julie trat hervor. Es war nicht Zeit, lange zu sinnen. Wir müssen fort, sagte Ludwig, man sucht Sie schon; und so nahm er Juliens Arm, und ging, so geschwind sie beide konnten, dem nächsten Dorfe zu. Die Straße war voll Menschen, welche wegen des Feuers zum Theil von Reinsdorf kamen, zum Theil dahin gehn wollten. Die Zurückkommenden erzählten jenen, was sich mit einem jungen Menschen zugetragen hätte. Ludwig, der mit Julien unerkannt unter ihnen wanderte, stand stille und lächelte über die Beschreibung; sie aber, die gleich einsah, daß von ihm gesprochen würde, entsetzte sich über seine Gefahr.

Sie langten in einem Dorfe seitwärts der Straße an. Julie kannte eine Frau aus diesem Ort, und schlug vor, da einzukehren, weil sie sich zu krank fühlte, um weiter zu kommen. Ludwig erkaufte eine kleine Kammer nebst der Verschwiegenheit dieser Frau, mit zwei Dukaten, und dafür besorgte sie einige Bequemlichkeiten. Jetzt erst fühlte sich der arme Wandrer, die Schmer-

zen von seinem Falle vereinigten sich mit der übeln Empfindung, welche die Nässe seiner Kleider verursachte, und der Müdigkeit wegen der gethanen Arbeit, es war ihm übler zu Muthe, als er es seiner Reisegefährtin, welche ohnehin seinetwegen sehr ängstlich war, sagen wollte. Er konnte sich hier auf keine Art helfen; alles was er noch bei sich hatte, war in Reinsdorf zurück geblieben; als er aus seinem Zimmer schleichen wollte, war er noch völlig angezogen, nahm aber seinen Mantel um, damit er das Licht darunter verbergen konnte; da er zum Fenster hinein stieg, hatte er ihn von sich geworfen, und war nachher mit Julien entflohn, ohne sich um Mantel, Felleisen oder Pferd zu bekümmern. Was ihm nun noch übrig war, bestand in einem leichten Reiseanzug, der nicht nur völlig verdorben, sondern so naß war, daß es ihm einen Fieberfrost zuwege brachte. Nach Reinsdorf zu schicken, um sein Pferd und übrige Sachen holen zu lassen, war unmöglich; man hätte Julien bei ihm gesucht, wenn man seinen Aufenthalt erfahren hätte: und allein zurück zu kehren, um das dort Zurückgebliebne zu holen, war auch unmöglich; wie konnte er seine Einzige ohne Schutz lassen? Es war also nichts zu thun, als sich nach einem Wagen umzusehn, der die beiden Kranken, (denn Julie fühlte sich immer kränker,) bis Saalfeld brächs

te. Im ganzen Dorfe war kein Pferd, weil die Bauern ihre Feldarbeit mit Ochsen verrichteten; die Wittwe, die sie aufgenommen hatte, beredete einen ihrer Nachbarn, der eben von Reinsdorf kam, noch dazu mit vieler Mühe, ihre Gäste mit seinen Ochsen nach Saalfeld zu fahren, und Ludwig mußte die Fuhre theuer genug bezahlen, besonders da Martin noch in der Nacht anspannen sollte. Julie und Ludwig, welche der Bauer nicht kannte, weil die Wittwe sich vorgenommen hatte, für die zwei Dukaten wenigstens bis zu Martins Zurückkunft verschwiegen zu seyn, setzten sich, letzterer übel genug bekleidet, auf den kleinen Wagen, der mit Stroh gepolstert war. Vater Martin war indessen so höflich, eine Art von Rokelor herzugeben, in die sich der vor Kälte und Krankheit bebende Jüngling hüllte. Die Ochsen gingen ihren gewöhnlichen Schritt. Martin, der sich eine Pfeife Tobak angesteckt hatte, schmauchte ruhig vorn auf dem Wagen, und ließ sie schleichen. Vater, sagte Ludwig, werden wir noch vor Tagesanbruch nach Saalfeld kommen?

Martin. Je nun so mit dem Tage, Herre; um fünf Uhr sind wir dort.

Ludwig. Erst um fünf Uhr? Jetzt mag's halb drei seyn, und anderthalb Meilen sind's ja nur von eurem Dorfe.

Martin. Denkt Er denn, daß die Ochsen laufen können, wie die Pferde?

Ludwig. Ich seh' wohl, wie sie schleichen.

Martin. Laß Er sie schleichen, Herre; wer langsam geht, kommt manchmal so weit, wie der in Galopp rennt.

Julie (zu Ludwigen) Wie ist Ihnen, liebster Freund?

Ludwig. Beunruhigen Sie Sich um meinetwillen nicht, liebes Julchen! es wird sich alles wieder geben; wenn Sie nur nicht krank wären?

Julie. Was ist an mir unglücklichem Mädchen gelegen! Lassen Sie mich immer sterben.

Ludwig. O Julie, kränken Sie mich nicht! Sie wissen, wie ich Sie liebe, und daß ich ohne Sie auch nicht länger zu leben wünsche.

Julie. Ich seh' nichts Kränkendes in den Gedanken an das Grab.

Martin (sich umsehend) Sie wird doch nicht sterben wollen, so in der Jugend? 's kann Ihr schon noch wohlgehn. — Sind Sie denn alle beede krank?

Ludwig. Ja wohl; darum wünschen wir bald in Saalfeld zu seyn.

Martin (zu seinen Ochsen) Zu — — Das war ein stark Feuer zu Reinsdorf auf'n Edel-

hofe, aber es ist ein schnakscher Streich dabei geschehn.

Ludwig. Was denn für einer?

Martin. Es kam ein junger Mensche gesprungen, flink, schöne, lang und geschlank, der hat gearbeitet wie e Bär, ist auf's Dach geklettert und hat den Giebel 'runter gestoßen; und das war's Glücke, sonst wär' alles rings um's alte Schloß abgebrannt, 's neue Gebäude, Scheyne und Ställe wäre in die Asche gegangen.

Julie (Ludwigen leise anstoßend) Wer war denn dieser junge Mensch?

Martin. Weiß ich's? S' wollten wunderlich Zeug reden, und schier sollte ich selber meinen, es wär' kein ordentlicher Mensch gewesen. Denn sieht Er, Herre, wie der Giebel 'runter fiel, kriegte er den Schwung — unten lag er! Nun Herr Gott, wir dachten, er hätte das Genicke gebrochen, alles rannte hin; aber er stund auf, mir nix dir nix. Das hätt' ein andrer wohl müssen bleiben lassen.

Ludwig. 'S ist vielleicht ein Zaubrer gewesen?

Martin. Bewahre Gott, die Zaubrer sehn anders aus.

Ludwig. Habt ihr einen gesehn?

Martin. Unser einer hat manch's durchgekrochen. In meiner Jugend war ich Fuhrknecht, da sind wir 'nein gefahren bis nach Leipzig, nach Halle und nach Berlin 'nunter, da hat man so allerlei wahrgenommen. Wir waren einmal zu Berlin; das selbige mal hatten die Freimäurer ihr Thun in der Nacht. Ich weiß am besten, wie's zuging, wie der eine aussah, wie er heim kam. Er wohnte den Gasthof gegen über, wo wir einstallirt hatten, und ich war gerade vor'n Born, und plumpte Wasser für meine Pferde, da er kam.

Ludwig. Das war also ein Zauberer?

Martin. Je nun, man soll keinen Menschen richten, aber anders war's doch nicht; denn was hätten sie sonst in der Nacht zu thun gehabt? Mir sagte einer gar artlich Zeug, daß sie sich verschließen, und niemand weiß, was sie vor haben; darnach schwitzen und triefen sie, so haben sie sich zerarbeitet mit dem Bösen, Gott sey bei uns!

Julie. Wie sah denn der aus, Vater, den ihr gesehn habt?

Martin. Ich habe ihn nicht recht angesehn, denn es graußte mir; er strich auch gar zu geschwind vorüber — Schwarz hat er, hör' ich, im Gesichte ausgesehn, und die Augen haben ihm weit zum Kopf heraus gestanden.

Julie. Aber der junge Mensch bei dem Brande in Reinsdorf sah nicht so aus?

Martin. Behüte Gott! der hatte ein Gesicht wie eine Jungfer — nein, eher ist's ein Engel gewesen. Der Herr Weißenberg, tröst' ihn Gott, wenn er todt ist, war ein kreuzbraver Mann; wer weiß, hat nicht unser Herr Gott seiner Kinder halben ein Wunder gethan! Denn der Frau halben ists nicht geschehn, das ist ein böser, katholischer Teufel.

Ludwig. Das hab' ich auch gehört, und sie soll sehr übel mit ihrer Stieftochter umgehn.

Martin. Die hat sie, hör' ich, gar eingesperrt; nun soll mich's Wunder nehmen, ob sie nicht beim Brande fortgekommen ist.

Julie und Ludwig erschraken, da Martin mit seiner Muthmaßung so nahe kam, und schwiegen ganz von der Sache, um sich nicht zu verrathen. Der ehrliche Bauer fing ein ander Gespräch an, erzählte alle Geistersagen, die in den Gegenden, wo sie vorbei fuhren, im Schwange waren, redete aber bei jeder Julen zu, sich drum nicht zu fürchten, weil niemand noch nach ein Uhr in der Nacht was gewahrt hätte. Die Reisenden, die sich nach Ruhe sehnten, nahmen wenig Theil an an ihres Führers Erzählungen; Schwachheit und Furcht vor Entdeckung, machten ihnen den Weg sehr lang. Die letzte beherrschte Julien am mei-

sten, sie klagte es ihrem Freund auf Französisch, welcher ihr aber vorstellte, daß sie von ihrer Tyrannin nichts zu fürchten hätte, selbst wenn sie entdeckt werden sollte, weil sie eigentlich keine Gewalt über sie hätte. Die Angst, durch die Flucht mit ihrem Liebhaber den guten Ruf zu verlieren, und ihren Freunden in und um Leipzig zu mißfallen, quälte die arme Fliehende vorzüglich. Wo sollte sie hin? Ihre Schwester war nicht in Altenhaide, und sonst kannte sie in der Gegend niemanden, zu dem sie das Zutrauen hatte, daß man sie wegen des gethanen Schrittes für genug gerechtfertigt halten möchte, wenn sie auch alles, was ihn veranlaßt hatte, nach der Wahrheit erzählte. Zu dem Besitzer der Reinsdorfer Güter wäre sie am liebsten geflohn; aber seine Gemahlin war geitzig, argwöhnisch und beständig bei schlimmer Laune. Ludwigs Vorschlag, daß sie mit ihm nach Leipzig zurück gehn sollte, diente ihr eben um des übeln Scheins willen ganz unthunlich. Ihr Gemüth war aller dieser Umstände wegen in der äußersten Unruhe und Unentschlossenheit; aber noch dazu verhinderte sie ihr immer zunehmendes Fieber, gehörig zu denken, und machte, daß vor jetzt der Wunsch, in einer ruhigen Herberge zu seyn, am lautesten in ihr sprach. Sie kamen endlich in Saalfeld an, und ließen sich vor das erste beste Wirthshaus der

Vorstadt fahren. Ludwig hatte Geld bei sich: ein Umstand, der überall Bereitwilligkeit hervorbringt. Man hatte in dem obern Stock des Hauses zwei Stuben, und weigerte sich nicht, sie so bequem als möglich einzurichten, da Ludwig eine volle Börse gezeigt hatte. Julie war wenig in der Stadt und nie in diesem Wirthshause gewesen, wurde also nicht erkannt. Sie begab sich sogleich zu Bette; ihr Freund aber wollte ihrem Beispiel nicht eher folgen, bis er etwas Stärkendes für sie besorgt hatte, wovon auch er genoß, und sie dann der Vorsorge der Wirthin gehörig empfohlen hatte; alsdann begab er sich in's zweite Zimmer zur Ruhe, hatte die Absicht, eine halbe Stunde zu liegen, schlief aber ein, und erwachte erst bei der Abenddämmerung. Seine Jugend und gute Natur hatte in diesem heilsamen Schlaf wieder Kräfte gesammelt; er erwachte gesund, erschrak aber, da es um ihn dämmerte, denn schon war es, als er sich legte, heller Tag, er konnte also leicht urtheilen, daß er bis an den Abend geschlafen hätte. Eilend sprang er auf, zog seine nur getrockneten Kleider geschwind an, und lief in Juliens Zimmer, welche gleichfalls geschlafen und durch die Sorgfalt der Wirthin, die ihr herzstärkende Tropfen, wie sie ihre Medizin nannte, eingegeben, sich wirklich ziemlich erholt hatte. Ludwig freute sich nicht wenig, seine Ge-

liebte muntrer zu sehn, und erwähnte kein Wort von den Schmerzen, die er noch wegen seines Falles empfand, bestellte aber für's erste ein gutes Abendessen, für's andre einen Schneider. Der letzte erschien, ehe das zweite noch aufgetragen war. Ludwig trug ihm auf, für einen Anzug zu sorgen, den er morgen Mittag anlegen könnte. Der Schneider war ein junger Mann von seiner Länge, er schlug ihm den Kauf eines ganz neuen Ueberrocks vor, den er für sich gemacht hatte, womit Ludwig sehr zufrieden war. Der Rock wurde geholt, er bezahlte ihn gut, und war nun vor der Hand angezogen, oder vielmehr sein beschmutzter und zerrißner rother Rock war bedeckt. Julie hielt es nicht für gut, lange in Saalfeld zu bleiben; sie bat ihren Geliebten, sie auf alle Fälle nach Altenhaide zu bringen, welches fünf Meilen hinter Saalfeld lag. Er mußte einwilligen, bestellte eine Postchaise, und reiste den 28sten des Morgens sehr früh mit seiner theuren Julie ab. Die herzstärkenden Tropfen der Saalfelder Wirthin hatten nicht anhaltende Wirkung; Julie bekam unterwegs wieder Fieber, und ward so krank, daß es bald unmöglich war, weiter zu fahren. In Kleinrode, einem ansehnlichen Dorfe, mußte Ludwig Herberge suchen und seinen Postillion ablohnen. Er fand ein bequemes Stübchen, nebst einer Kammer, das erste für die Patientin,

die andre für sich, nahm ihr sogleich eine Wärterin an, und diese schlug einen Chirurgus vor, der im Dorfe wohnte, und wie sie sagte, Wunderkuren that. Der Aeskulap ward sogleich geholt, versicherte, daß die Patientin ohne Zweifel gestorben wäre, wenn sie ihr gutes Glück nicht in seine Hände geleitet hätte, und versprach dem untröstlichen Ludwig, daß seine Schwester — unter diesem Namen stellte er Julien während der Reise vor — bei ihm genesen sollte. Er wollte nicht den Morgen mit dem Aderlassen erwarten, weil schon Fieber-Phantasie eintrat, und es ist dem ehrlichen Manne nicht abzusprechen, daß er dadurch den ersten und wichtigsten Schritt zu ihrer Rettung that. Sobald Ludwig sein Mädchen durch den Aderlaß etwas erleichtert sah, und sich also fassen konnte, schrieb er den schon erwähnten Brief an den Herrn von Hollmer, welchem er seine ausgestandnen Abenteuer der Länge nach erzählte, ihm Juliens Krankheit meldete, und ein Blanket mitschickte, so viel Geld, als er auf seinen Kredit bekommen könnte, darauf zu nehmen, weil das, was er mitgenommen, ausginge. Herr von Hollmer, der Ludwigen gern das volle Maß seiner Freundschaft reichen wollte, und aus der Anzeige, die ihm dieser für den Lauf des Briefs gegeben, wußte, wie er seine Reise einzurichten hatte, beschloß, ihm das ver-

langte Geld auf seinen eignen Kredit zu überbringen, indem er hoffte, nur einige Tage zu dieser Reise verwenden, und deshalb seine eignen Angelegenheiten nicht versäumen zu dürfen. Er nahm also Extrapost, und es ging Tag und Nacht, so daß er, nachdem er den 3ten Oktober von Leipzig abgegangen war, den 5ten des Abends in Saalfeld ankam, von wo er des Morgens zeitig nach Kleinrode gehn wollte.

Saalfeld den 5ten Oktober.

Ein Zimmer im Gasthofe.

Hr. v. Hellmer. Philipp.

Philipp. Gnädiger Herr, hören Sie einmal, unten ist ein Mann, der sieht aus, wie der Hellmann leibt und lebt.

Hellmer. Das kann wohl seyn, Menschen sehn einander ähnlich.

Philipp. Ich wollte wetten, er wär's selbst.

Hellmer. Was sollte Hellmann hier machen?

Philipp. Wer weiß, was er hier zu thun haben mag! aber genug, er ist's. Wie er mich sah, versteckte er sich vor mir.

Hellmer. Das hat er ja aber nicht nöthig.

Philipp. Nicht? Muß er sich nicht wegen der Prügel schämen, die ihm Herr Wagner gegeben hat?

Hollmer. Die hat der Schlingel längst abgeschüttelt.

Philipp. Ja, 's schüttelt sich auch so ab, besonders wenn einer einen Kaufmann vorstellen will — Und genug, 's ist der Hellmann, 's ist sein Gang, seine Stimme, alles.

Hollmer. Du machst mich ordentlich neugierig. Wenn er's wäre, so könnt's ihm nicht schaden, wenn er auch hier wenigstens ein wenig erschreckt würde.

(Der Marqueur kommt mit Deckzeug.)

Hollmer. Mein Freund, es soll ja ein Kaufmann von Leipzig hier seyn?

Marqueur. Ein Kaufmann von Leipzig? — Nein.

Hollmer. Oder doch ein junger Mann von Leipzig, der Hellmann heißt?

Marqueur. Nein.

Hollmer (zu Philipp.) Siehst du, was Einbildung thut?

Philipp. Ich will mir die Nase abschneiden lassen. (Zum Marqueur) Wer logirt hier?

Marqueur. Niemand als der gnädige Herr hier, und ein gewisser Hofrath Auster mit

einer jungen Mamsell. Sie warten hier auf eine Dame, welche die Mamsell abholen soll.

Philipp. Kurz, 's mag seyn wie's will, 's ist Hellmann aus Leipzig.

Hollmer. Streite doch nicht, du hörst ja wer's ist.

Philipp. Ich weiß, was ich rede und was ich gesehn habe.

Hollmer. Um dich zu überführen, daß du Unrecht hast, will ich mich sogleich mit dem Manne bekannt machen.

Marqueur. Ich glaube schwerlich, daß er sich vor Ihnen sehn läßt, denn er lebt ganz eingezogen und spricht mit keinem; die Mamsell, die in dem Zimmer hinter dem seinigen logirt, läßt er nicht einmal an's Fenster gehn.

(Der Marqueur geht hinaus.)

Hollmer. Da steckt was dahinter. Der Kerl, den du für Hellmann angesehn, mag vielleicht ein Mädchen entführt haben, man sieht's an allen Umständen. Hier könnt' es wohl Pflicht seyn, das Mädchen zu befreien.

Philipp. Meinethalben, ha ha ha! Wie der Baron Grandeson in England seine Fräulein Bieren.

Hollmer. Potztausend, du bist belesen, wie ich sehe.

Philipp. Hm! man hat wohl auch die Nase in manch Buch gesteckt. Das vom Herrn von Grundesohn hab' ich gelesen, wie Ihr selger Herr Papa noch lebte, und Sie noch lange nicht auf die Universität gingen.

Hollmer. Das heißt, du warst schon ein gelehrter Kerl, wie ich noch ein dummer Junge war?

Philipp. Je, das will ich justement nicht sagen. —

(Der Marqueur bringt Essen.)

Hollmer. Hör Er einmal, mein Freund! Er weiß, unser eins ist neugierig — Wie mach' ich's noch, daß ich die junge Mamsell sehe?

Marqueur. Ja, das weiß ich in der That nicht.

Hollmer. Ist sie hübsch?

Marqueur. O ja, es ist ein schönes Mädchen; man sieht auch, daß sie noch sehr jung ist.

Hollmer. Wie bekomm' ich sie nun zu sehn?

Marqueur (sinnt nach.) — Sie müssen morgen —

Hollmer. Morgen mit dem frühsten geh' ich ab; es müßte noch heute seyn.

Marqueur. Ja, das weiß ich gewißlich nicht — Wenn sie noch vorn logirte; so aber müssen Sie durch den Hofrath seine Stube gehn.

Hollmer. Hat denn der Hofrath keinen Bedienten, oder weibliche Bedienung für sie?

Marqueur. Niemanden. Ich muß ihm alles, was sie brauchen, zutragen, und wenn ich Essen bringe, trägt er es selbst in ihr Zimmer; darum hab' ich sie nur ein einzig mal gesehn: das Mädchen aber, welches ihr Zimmer des Morgens aufräumt, sagt, daß sie zuweilen weine, und daß es ihr allemal schiene, als wollte sie mit ihr sprechen; nur der Hofrath ist immer dabei gegenwärtig.

Hollmer (heimlich zu Philipp.) Es ist richtig.

Philipp. Immer möglich.

Hollmer (zum Marqueur.) Guter Freund, hier (giebt ihm Geld) ist ein Trinkgeld, und ich geb' Ihm noch eins, wenn Er ein Mittel ausfindt, daß ich die junge Person sprechen kann. (Der Marqueur bedankt sich, legt den Finger an die Nase und denkt nach.)

Hollmer. Logiren sie in der Nähe?

Marqueur. In Nr. 8. Je nu, wissen Sie was, Herr Baron, ich kann mit dem Hauptschlüssel durch zwei Kammern von hinten in das Zimmer des Frauenzimmers kommen, wenn nur — Aber was würde sie sagen, wenn ich käme, und ein fremder Herr mit?

Hollmer. Mein Freund, (er giebt ihm mehr Geld) thue Er, als wenn Er was in ihrer Stube zu suchen hätte; ich gehe mit, bleibe aber vor der Thür stehn, und Er macht nicht ganz zu, so daß ich alles hören kann; dann frag' Er sie, warum sie so traurig ist: man hört dann was sie antwortet.

Philipp. So hat's der Baron Grandeson nicht angefangen.

Hollmer. Schweig doch.

Philipp. Seine Leute, die er bei sich hatte, haben mit geholfen und ein gutes Douceur bekommen.

Hollmer (lächelnd) Davon steht kein Wort in der Geschichte.

Philipp. 'S hat mir's aber ein Englischer Bedienter erzählt.

Hollmer. So? Nun dann mußt du auch wohl was haben, wenn's hier was zu befreien setzt.

Philipp. Ei, das weiß ich schon, daß Sie unsereins Schaden nicht verlangen.

Hollmer. Aber diese Person ist nicht meine Geliebte, wie es Fräulein Biron dem Grandison war.

Philipp. Wer weiß, ob Sie Sich nicht in die Mamsell verlieben?

Der Marqueur brachte, indessen Hollmer dieß

mit Philippen gesprochen, und sich zu Tische gesetzt hatte, noch eine Schüssel, und war völlig entschlossen, welches er dem Herrn von Hollmer ankündigte. Er versprach, sich, indem dieser speisete, mit dem Hauptschlüssel zu versehn, und ging, um draußen zu warten, ab. Hollmer fertigte seinen Magen in der größten Geschwindigkeit ab, und wünschte von Herzen, daß er sich nicht irren, sondern hier Gelegenheit finden möchte, ein Abenteuer zu bestehn. Der Marqueur kam, räumte hurtig ab, und nachdem er alles in die Küche getragen hatte, rufte er Hollmern. Philipp wollte mit, und versah sich mit Hollmers Degen und Stock. Sein Herr beschied ihn, daß es nicht nöthig wär'; allein er ließ sich nicht zurückweisen. Herr von Hollmer stellte ihn, um ihn zu beruhigen, in den Eingang der Gallerie; allein er ging doch so weit mit als die beiden andern. Der Marqueur schloß sehr behutsam auf, sie schlichen sich durch die Kammer an die Thür des Zimmers, auch diese ward leise eröffnet, und nun trat der gefällige Merkur des Gasthofs behutsam ein, Hollmer blieb vor der Thür stehn.

Marqueur (im Zimmer des Frauenzimmers ganz leise.) Nehmen Sie doch nicht übel, liebe Mamsell, es muß hier ein Kästchen stehn geblieben seyn.

Die junge Dame (ebenfalls leise.) Ach lieber Mann, nehm Er mich doch mit hinunter, ich will mit dem Wirth sprechen.

Marqueur. Wollen Sie nicht vorn runter gehn?

Die Dame (zeigt auf die Thür.) Der da drinnen läßt mich nicht; jetzt schreibt er eben, laß Er mich mitgehn.

Marqueur. Kommen Sie.

Sie trat aus der Thür, erblickte Hollmern und Hollmer erblickte Fräulein von Altstein. Im Drang des Erstaunens und der Freude fielen sie einander in die Arme, jedes mit einem Schrei. Philipp nahte von der Außenseite, Hellmann kam aus seinem Zimmer gesprungen. Tausendfacher Bösewicht! schrie Hollmer; aha, Herr Hofrath Auster! sagte Philipp, und Hellmann stand wie versteinert. Hollmer führte Lotten weg, ohne daß er sich rührte. Doch nun erwachte er aus seinem Erstaunen, eilte, um Lärm zu machen, zum Wirth, welcher auch nicht säumte, mit dem vermeinten Herrn Hofrath hinauf zu gehn; die Wirthin folgte ihnen; Hollmer wurde zur Rede gesetzt, allein er sagte ganz gelassen, wer die junge Dame wär', und daß sie entführt sei. Hellmann behauptete sein Recht auf sie, durch den Willen des Vaters, der sie ihm übergeben. Lotte warf sich auf die Knie, und flehte alle Umstehende um

Beistand an, indem sie erklärte, daß sie lieber sterben wollte, als wieder mit diesem Menschen gehn. Der ehrliche Wirth wußte sich aus diesem Handel nicht zu finden, und wollte zum Bürgermeister schicken, damit die Sache gehörig untersucht und entschieden würde; aber Philipp hob die streitige Sache auf einmal.

Philipp. Erlauben Sie meine Herren — Herr Wirth, eine Frage, ehe Sie schicken: wie hat sich der Herr da genannt?

Hollmer. Brav Philipp!

Wirth. Hofrath Auster.

Philipp. Ja, Austern mag er oft verkauft haben. Ich will es Ihnen heimlich sagen, wie er heißt und wer er ist; darnach fragen Sie meinen Herrn und das Fräulein auch drum, und jedes apart, daß Sie hinter die Wahrheit kommen und er's nicht läugnen kann.

(Er will den Wirth bei Seite führen.)

Hellmann. Herr Wirth, wissen Sie was, mich geht die Sache weiter nichts an; das Fräulein muß bezeugen, daß alles mit ihres Vaters Willen geschehn ist; aber mag sie doch immer mit dem Herrn da ziehn — Herr von Hollmer ein Wort!

Er sprach in einiger Entfernung mit Hollmern, erzählte ihm kürzlich den Auftrag, den er von ihrem Vater hätte, sie einer Dame, auf die sie

hier hätten warten müssen, zu übergeben. Da ihm aber wenig daran gelegen sey, und er ohnehin nöthigere Geschäfte hätte, als länger hier zu verweilen, so wollte er sie ihm überlassen; er möchte also Fräulein Altstein hinbringen, wo er wollte, er würde sich hier nicht in Prozeß einlassen. Hollmer sah, daß wegen der väterlichen Vollmacht, die Lotte selbst eingestehn mußte, die Sache weitläuftig werden würde, und war es zufrieden, daß alles ruhig ward. Der Wirth wurde von dem Vertrag benachrichtigt, und da Lotte auch damit zufrieden war, so hatte er nichts einzuwenden. Hollmer bat die Wirthin, das Fräulein für diese Nacht in Aufsicht zu nehmen, Hellmann gab ihre Sachen heraus, und alles ging friedlich aus einander; nur Lotte ließ es sich gefallen, noch eine Stunde mit Hollmern zu plaudern, welcher sich kaum in seiner Freude fassen konnte. Philipp ließ ihn nicht sogleich zum Ausdruck dieser Freude kommen, als sie allein waren.

Philipp (mit gefalteten Händen) Sagen Sie mir nur, gnädiger Herr, warum Sie den Spitzbuben so durchgelassen haben?

Hollmer. Philipp, sieh, da du den Einfall hattest, seinen falschen Namen auf's Tapet zu bringen, lobt' ich deinen Scharfsinn; nun sehe ich aber, daß uns dieser Einfall nur so ohn-

gefähr zu Statten kam, und daß du doch ein Strohkopf bist.

Philipp. — Und der Strohkopf, der Philipp, hat doch allein daran gedacht, daß man den Kerl dadurch fangen könnte.

Hollmer. Nun ja: aber — Ach! Laß mich zufrieden, ich habe jetzt nicht Zeit zu Erklärungen.

Philipp. Nu nu, gnädiger Herr, jetzt will ich auch das versprochne Douceur nicht; 's ist mir sicher genug.

Hollmer. Ja, ja, sollst's haben, laß uns jetzt nur sprechen.

Philipp. Meintwegen sprechen Sie, was Sie wollen, ich werde gehn und Abendbrod essen. (ab.)

Hollmer (zu Lotten) Nun gnädiges Fräulein, bin ich nicht der glücklichste unter den Menschen, Sie aus den Händen dieses Böswichts gerettet zu haben?

Lotte. Ich kann noch gar nicht zu mir selbst kommen, alles ist mir so unerwartet, ich bin so froh.

Hollmer. O könnte ich Ihnen die Empfindungen meines Herzens ausdrücken, dieses ganz Ihnen geweihten Herzens! Die Liebe selbst sorgt für uns, eine höhere Macht lenkt unser beiderseitiges Schicksal, und — o englisches Lott-

chen — sie wird, sie muß uns vereinigen, wie sie uns hier in diesem Gasthof zusammen führte. Wenn Sie hören werden, was ich mit der Gräfin Eberstein und mit Ihrem Cousin Lautersee für Abrede nahm, und diese Begebenheit nun erwägen, so wird es Ihnen klar werden, daß wir für einander bestimmt sind. Beide billigten meine Absicht, Ihr Cousin war so gütig, Sie und Ihren Herrn Vater in Dreßden aufzusuchen, mich ruft indessen die Freundschaft in diese Gegend, und die Liebe führt mir die Gewählte meines Herzens auf eben diesem Wege zu. Sollte ich nun —

Philipp (kommt wieder) Gnädiger Herr!

Hollmer (verdrießlich) Was denn schon wieder?

Philipp. Soll ich etwa dem Spitzbuben ein wenig aufpassen?

Hollmer. So thu's. (Philipp ab.) Fräulein, ich habe Ihnen viel zu sagen, aber es ist jetzt nicht Zeit; nur so viel vor der Hand: Ich halte mich für einen Liebling des Himmels, wenn ich anders so glücklich bin, von Ihnen nicht verworfen zu werden.

Lotte. Verworfen? Ich schätze Sie recht hoch, Herr von Hollmer, und freue mich durch Sie befreit zu seyn. Aber sagen Sie mir, wie kommen Sie hierher?

Hollmer erzählte Lotten Juliens und Wagners Geschichte, und bat sie, ihn morgen früh nach Kleinrode zu begleiten. Lotte konnte kaum glauben, daß ihr so viel Glück und Freude auf Einmal wachend begegnete, und den Morgen nicht erwarten. Hollmer bat sie nun um den Verlauf ihrer Begebenheiten von dem Tage an, da sie ihr Vater von Rosenau weggeführt hatte, und sie begann:

Den 23sten September, da ich am aller vergnügtesten in Rosenau war, kam mein Vater, mich abzuholen — Doch Sie scheinen das, was da vorgegangen ist, schon zu wissen.

Hollmer. Bis zu Ihrem Abgang von Rosenau weiß ich alles.

Lotte *). Nun gut, also weiter. Wir fuhren von Rosenau die ganze Nacht durch. Unterwegs sagte mir mein Vater, daß ich mein Glück machen würde. Ich fragte, wie und wo? Be-

*) Diese Erzählung ist etwas gedehnt, und folglich nicht gefällig; man bedenke aber, daß Lotte den guten Ton der Erzählung noch nicht in ihrer Gewalt hatte, und ihn da am allerwenigsten haben konnte, wenn sie ihren Vater redend einführte. Der Leser wird ersucht, hier, und wo sonst der Styl etwas seichte oder gezwungen ist, auf die sprechende Person Rücksicht zu nehmen.

sinnst du dich nicht, sagte er, daß du in Leipzig, Abends beim Spazierengehn, wo noch ein andres Mädchen bei dir war, einen ansehnlichen Mann gesehn hast, der euch nachging? Ich besann mich — Nun sagte er, das war ein großer Herr, der inkognito reiste, und ihr habt ihm beide gefallen; besonders hat er die Augen auf dich geworfen. Er hätte dich gern gesprochen; aber da sind zwei Studenten um euch gewesen, die euch unterhalten haben, auch seyd ihr zu bald weggegangen. Dieser große Herr hat dann mit einem gewissen Hellmann aus Leipzig von dir gesprochen, und ihn gefragt, wo du dich aufhieltest. Hellmann hat ihm dann erzählt, wer du wärst, und hierauf die Versicherung erhalten, daß er dich glücklich machen wollte, wenn du ihm folgen, oder dahin, wo er ist, nachkommen wolltest. Da Hellmann dich nicht sprechen konnte, so hat er mich aufgesucht. Sie können denken, wie ich erschrak, als mein Vater den Hellmann nannte. Ich fiel ihm immer in die Rede, sagte und wiederholte, daß es ein böser Mensch wäre; aber mein Vater hieß mich schweigen. Wir kamen in einen Marktflecken, dessen Namen ich nicht weiß, weil ich nicht darnach fragte. Wir fanden den Hellmann in dem Gasthofe, wo wir abstiegen. Er prahlte mir viel vor, was für eine vornehme Dame ich werden sollte, nachher ging er mit mei-

nem Vater in die Kammer, die an die Stube stieß; sie hatte keine Thür, sondern einen Vorhang, ich stellte mich davor und horchte. Sie empfangen hier, sagte Hellmann zu meinem Vater, tausend Thaler in Gold, worüber ich mir eine Quittung ausbitte; der Fürst wird künftig weiter für Sie sorgen. Hieraus sah ich nun, daß mich mein Vater verkaufte, und daß es auf nichts Gutes abzielte, sonst hätte er ja das Geld vor meinen Augen empfangen können. Es überfiel mich ein solches Zittern, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte, und ich war immer im Begriff hineinzustürzen; aber die Furcht vor meinem Vater hielt mich zurück; doch fing ich laut an zu weinen. Er kam heraus, und fuhr mich darüber an; Hellmann hingegen redete mir zu, und mahlte mir tausend Vergnügen und Glanz vor, der mich am Hofe erwartete. Es wurde hierauf ein Mittagsessen bestellt, so gut es aufzutreiben war, und mein Vater trank zu viel. Als er berauscht war, zählte er seine Goldstücke, und drohte dem Hellmann und dem Prinzen, daß er Lärm machen wollte, wenn er nicht alle Jahr eben so viel bekäme. Hellmann ließ ihn nach Tische trunken zurück, und wir gingen in dem nehmlichen Reisewagen hieher, wo wir noch immer auf eine Dame gewartet haben, die mich abholen sollte. Vor etlichen Tagen traf ein

Brief ein, worüber Hellmann sehr vergnügt war. Er sagte mir, daß die Dame den 12ten dieses Monats hier seyn würde. Dieß ist alles, was ich weiß, denn aus Hellmanns oft veränderten Reden konnte ich keine deutliche Idee meiner Bestimmung fassen. Bald sagte er mir, ich würde Hofdame werden, bald, der Fürst wollte mich verheirathen: allemal wandte ich ihm ein, daß ich gar nicht begriffe, wie dieser Fürst, wenn er mir Wohlthaten erzeigen wollte, mich auf eine so heimliche Art von meinem Vater zu kaufen brauchte; aber er lachte mich aus, und fand den Einfall erbärmlich, da ich dieses Geld als ein Kaufgeld ansähe, da doch ein so großer Fürst wohl schon mehr als Einem Unglücklichen eine solche Summe aus Mitleid geschenkt hätte. Dieß wäre nun freilich sehr edel gehandelt, dachte ich, und dafür sollte ich nun wohl dankbar gegen diesen Fürsten seyn — Aber es wollte mir doch nicht recht zu Sinne.

Der lange Aufenthalt in dieser Stadt hatte ausnehmend viel Tröstliches für mich: ich glaubte immer hier befreit zu werden. Dieser Gedanke kam aber bloß aus der Wissenschaft, daß Julie in der Nähe wäre. Ich wußte freilich nicht, was sie mir nützen sollte, besonders da sie selbst eingesperrt war; aber doch wünschte ich nichts mehr, als daß es möglich seyn möchte, ihr Nachricht

von mir zu geben. Gern hätte ich dem Mädchen, welche mein Zimmer des Morgens aufräumte, eine kleine Bestellung an sie gegeben; aber Hellmann verließ mich nicht einen Augenblick so lange —

Philipp (geschwind herein kommend) Hellmann hat sich Postpferde bestellt, und will noch den Abend weg.

Hollmer (zu Lotten, welche erschrocken ist) Bleiben Sie doch ruhig, gnädiges Fräulein; Ihnen kann er ja nichts mehr anhaben. Er hat nicht Unrecht, daß er sich fort macht. (Zu Philipp.) Wie du aber auch herein gefahren kamst!

Philipp. Ich muß doch wohl melden, was passirt.

Lotte. Wenn wir lieber auch fort wären, bester Hollmer!

Hollmer. Sie zu beruhigen, mein schöner Engel, können wir das allenfalls gleich.

Lotte. Ach ja, so bald als möglich!

Hollmer. Wäre es aber nicht besser, daß wir den Hellmann erst abreisen ließen, damit dieser nicht etwa auf unsre Spur käme?

Lotte. Auch wahr! Machen Sie's, wie Sie denken.

Es wurde beschlossen, die Nacht ruhig zu bleiben, und früh um fünf Uhr aufzubrechen. Philipp

mußte hierzu alles sofort besorgen. Lottchen begab sich zu der Wirthin, welche sie die Nacht in ein andres Zimmer logirte, und selbst bei ihr übernachtete. Sie reisten zu der festgesetzten Stunde ab, und kamen des Nachmittags zeitig in Kleinrode an. Die Freude der beiden Paare war unaussprechlich, und jetzt wegen der Ueberraschung von Seiten Juliens und Ludwigs am größten. Die Medizin des Dorfarztes, der mit ein wenig Charletanerie einige solide Kenntnisse und den besten Willen verband, war bei der ersten sehr gut angeschlagen; sie hatte nur dieses Ueberfalls, der so viel Beruhigendes für sie enthielt, bedurft, um wieder ganz gesund zu werden. Jetzt war sie nicht mehr allein mit einem Jüngling, von dem es schon bekannt genug war, daß er ihr Liebhaber sey. Daß Hollmer Fräulein Altstein aus Hellmanns Händen befreit hatte, war eine löbliche Handlung; aber nun konnte das junge Fräulein unmöglich länger allein mit ihm reisen; sie mußte eine Person ihres Geschlechts um sich haben; es war billig, daß Julie sie, wo man auch hinginge, begleitete. Nun wurde Rath gehalten, wohin man sich wenden sollte. — Nach Rosenau zu gehn, war wegen Lottens Vater wenigstens nicht eher rathsam, bis sie mit der Gräfin darüber Rücksprache genommen, und man ihrer Sicherheit wegen etwas verfügt hätte.

Nach einigen Hin- und Herſinnen rückte Hollmer mit dem Vorſchlag heraus, auf ſeine Güter in's Baireutſche zu gehn; man fand von allen Seiten Beſchönigung, ihn einzugehn, und die Reiſe wurde, nachdem die nöthigen Anſtalten geſchwind genug getroffen waren, unter allgemeiner Zufriedenheit und ſüßer Hoffnung angetreten. Hollmer war froh, daß er wußte, ſein Vormund ſey eben auf lange verreiſt; Ludwig konnte ſeinem Freunde die Bitte, ihn zu begleiten, und ſich auf ſeinen Gütern umzuſehn, nicht abſchlagen; Lotte floh ja vor ihrem Vater, der üble Abſichten mit ihr hatte, und Julie mußte bei ihr bleiben, wenn ſie auch einen andern Ort gewußt hätte. So raiſonnirte ſich jedes Mitglied der kleinen Geſellſchaft in die billigſten und nothwendigſten Gründe zu dieſer Reiſe hinein, und ſie kamen — außer ſich und ihrem Glück die ganze Welt vergeſſend, den 12ten October in Hollmersreuth an.

Leipzig den 13ten October.

Ein gemeines Wirthshaus.

Altſtein an einem Tiſch, eine Flaſche mit Schnapps, Butter, Brod und Schinken vor ſich.

Hellmann (kommt unvermuthet herein) Nun, Herr von Altſtein, treffe ich Sie endlich hier?

Seit fünf Tagen suche ich Sie in der ganzen Gegend und hätte Sie nicht gefunden, wenn ich nicht vorbei ging, und Sie von ohngefähr hier in diesem Fenster sah.

Altstein (welcher ungestört ißt und trinkt) Nun? Was ist denn versäumt? — Haben Sie das Mädel hin? Bringen Sie mir noch was mit?

Hellmann. Kommen Sie zu mir; an einem solchen Orte schäm' ich mich zu verweilen.

Altstein. Gleich, ich will nur vollends frühstücken.

Hellmann. Lassen Sie das, ich werde Ihnen bei mir zu frühstücken geben.

Altstein. Herr Wirth! (Der Wirth tritt herein.) Was bin ich schuldig?

Der Wirth rechnet zusammen, es beträgt seit drei Tagen 7 Thaler 8 Groschen.

Altstein. Herr Hellmann, wollen Sie wohl einmal bezahlen? Ich habe nichts bei mir.

Hellmann (erschrocken und leise) Sie haben kein Geld mehr?

Altstein. Soll ich's mit herumschleppen?

(Hellmann bezahlt und sie gehen.)

Ein Zimmer in Hellmanns Hause.

Altstein. Hellmann.

(Letzterer hat seine gehabten Fatalitäten in Saalfeld erzählt, der erste todte darüber.)

Hellmann. Ja, so ist's zugegangen, Ihr Donnern und Wettern hilft alles nichts; die Geschichte war verdächtig, Sie wurden citirt, oder die Sache zur Untersuchung hergeschickt, es ward weitläuftig, und wahrlich, Herr von Altstein! Sie spielten nicht die leidlichste Rolle dabei, da ich hingegen immer sagen konnte, daß ich das Fräulein aus väterlichen Händen empfangen hatte. Aber der Lärm und das Gerede, welches entstand, hätte mir den Fürsten zum Feinde gemacht, dem ich den Schaden zu meinem und auch wohl zu Ihrem Vortheil ersetzen will.

Altstein. Je, was hat's auch zu bedeuten? Ich mache mir nichts draus. Hollmer hat schöne Güter im Baireutschen, so wird sie doch eine ehrliche Frau. Die Familie ist mir bekannt. Mein Neveu, der Lautersee, hat mir, da ich zurück kam, und ich ihn besuchte, gesagt, daß er während meiner Abwesenheit mit diesem Hollmer in Borne gewesen, weil er bei mir um meine Tochter werben wollte, und da sie mich nicht getroffen, ist Lautersee nach Dreßden gereist, um

mich dort zu suchen, und mir den Antrag zu thun. Nun hat er sie und muß sie wohl heirathen, auch mir dazu standesmäßigen Unterhalt geben, wie er auch thun will — So hat's seyn sollen.

Hellmann. Recht gut, — nur jetzt bitte ich, mich wegen der Kosten schadlos zu halten, denn ich habe von der Sache nichts gehabt, als Mühe und Ausgaben.

Altstein. Was geht das mich an! Lassen Sie Sich's vom Prinzen bezahlen.

Hellmann. So? Der wird mir den Henker geben, da ich ihm Ihre Tochter nicht bringe. — Nein, ich halte mich an Sie; geben Sie mir von den 1000 Thalern in Golde 300 ab, das ist nicht zu viel verlangt.

Altstein. Haben Sie das mit mir ausgemacht, Herr? Was bin ich Ihnen schuldig?

Hellmann. Seyn Sie doch nicht unbillig.

Altstein. Suchen Sie's, wo Sie wollen; ich gebe Ihnen nichts.

Hellmann. Nun ich will mit 100 Thalern in Golde zufrieden seyn, daß Sie sehn, wie bescheiden ich bin.

Altstein. Sie können nichts verlangen, warum haben Sie Sich nicht besser vorgesehn? — Aber machen Sie mir doch nichts weiß — Sie

werden Schaden gehabt haben — Ja, Sie sind der Rechte! — Hat denn meine Tochter die Geschenke bekommen, die Sie ihr kaufen sollten?

Hellmann. Die — muß ich wieder zurück geben.

Altstein. Ja, Sie werden Sich hüten, sie wieder abzugeben.

Hellmann. Ich sehe, daß nichts mit Ihnen anzufangen ist, Herr von Altstein. Was soll ich Weitläuftigkeiten machen! Sie geben mir 10 Louisd'or, so habe ich die Reisekosten noch nicht wieder.

Altstein. Mit Einem Wort, ich kann Ihnen nichts geben, denn ich habe nichts mehr.

Hellmann (schlägt die Hände zusammen.) Sie haben nichts mehr? — Die 1000 Thaler in Golde sind schon weg?

Altstein. Ist das nicht ein Wunder! In dem Rattennester, wo ich zurück blieb, haben sie mir beinahe die Hälfte davon gestohlen. Darnach habe ich mir Kleidungsstücke gekauft, Schulden bezahlt — Und so ist's drauf gegangen.

Hellmann. Und haben so lange guten Wein getrunken, bis es an den schlechten und endlich an ehrlichen Schnapps im Bierhause kam.

Altstein. Das geht Sie nichts an, Herr.

Hellmann. Es ging mich gar zu nahe an, denn ich mußte die Zehrung noch oben drein

bezahlen. (Er nimmt Hut und Steck, und öffnet die Thür.) Wollen Sie so gütig seyn und spazieren?

Altstein (im Herausgehn.) Sie wissen auch schlecht mit einem Kavalier umzugehn.

Hellmann (hinter ihm die Treppe hinab.) Wüßten Sie nur selbst besser mit Ihrem Stand umzugehn.

Auch von dem schlechtesten Menschen werden zuweilen Wahrheiten gesagt. Hellmann hatte Recht, da er dem Herrn von Altstein vorwarf, daß er selbst nicht mit seinem Stand umzugehn wüßte, daher er — wie das sehr natürlich folgt — auch von Andern keine Achtung verlangen könnte. Nichts ist verächtlicher als ein Mensch, welcher dieselbe gegen sich selbst aus den Augen setzt; und doch machen oft eben solche den unverschämtesten Anspruch an die Höflichkeit Anderer, so ungesittet auch sie selbst gegen einen jeden sind. Die Ursache dieses Verfahrens ist leicht zu finden: sie wollen das, was sie nicht zu verdienen ahnden, ertrotzen.

Fast sollte ich die Leser um Vergebung bitten, daß ich sie am Schlusse des ersten Bändchens in die Gesellschaft von zweyen der mißfälligsten Menschen aus dieser Geschichte führte; aber zum Ersatz erwartet sie gleich zu Anfange des zweiten die Unterhaltung zweier weiblichen Geschöpfe, denen sie ohne Zweifel schon recht herzlich gewogen sind.